ALPEN DISTEL

MAGAZIN FÜR ANTIFASCHISTISCHE GEDENKKULTUR

IM SCHATTEN DER BERGE

ANTISEMITISMUS GESTERN UND HEUTE

ALPINE PEACE CROSSING

NR. 1/20

Titelbild: © M. Nachtschatt

IMPRESSUM

Medieninhaber und Herausgeber: Verein für aktive Gedenk- und Erinnerungskultur APC (Alpine Peace Crossing);
Gemeindeamt Krimml, Oberkrimml 37, A-5743 Krimml;
ZVR-Zahl: 1811888658; E-Mail: office@alpinepeacecrossing.org; Webseite: www.alpinepeacecrossing.org
Layout: Patricia Größlinger / Lektorat: Christoph Würflinger

Redaktion: Kay-Michael Dankl, Caro Huber, Robert Obermair, Bettina Reiter, Matthias Schreckeis,
Antonia Winsauer (Kontakt: office@alpinepeacecrossing.org)

AutorInnen dieser Ausgabe: Kay-Michael Dankl, Jonathan Dorner, Bernadette Edtmaier, Helga Embacher,
Franz Fischler, Moshe Frumin, Inbal Gildin, Caro Huber, Michael Kerbler, Andreas Kosek, Victoria Kumar, Rudi Leo,
Albert Lichtblau, Ernst Löschner, Monika Messner, Robert Obermair, Alexander Pinwinkler, Bettina Reiter,
Matthias Schreckeis, Florian Schubert, Christian Schüller, Danielle Spera, Antonia Winsauer

Druckerei: Ferdinand Berger & Söhne Ges.m.b.H. / www.berger.at / Auflage: 1.000 Stück

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der jeweiligen AutorInnen
und nicht zwingend die Sichtweise der Redaktion wieder.

Bilder (wenn nicht anders angegeben): APC bzw. lizenzfrei

In diesem Magazin wird mit dem Binnen-I gegendert. An dieser Stelle soll aber betont werden, dass damit nicht nur zwei Geschlechter sondern eine Vielfalt an verschiedenen Geschlechteridentitäten gemeint ist.

Es ist uns bewusst, dass gerade in der Zeit des Nationalsozialismus Menschen in einer Fremdzuschreibung als „jüdisch“ definiert wurden, die sich selbst nicht dieser Religion zugehörig fühlten. Um zu einer besseren Lesbarkeit dieses Magazins beizutragen, wurde nicht an jeder einzelnen Stelle zwischen „jüdisch“ als Fremd- oder Eigenzuschreibung unterschieden. Wir verwenden auch in diesem Fall grundsätzlich sowohl die männliche als auch weibliche Form, auch wenn gerade bei Verschwörungsphantasien oft nur von „den Juden“ die Rede ist.

EDITORIAL

© M. Nachtschatt

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER,

2020 – ein Jahr der Veränderungen. Für Alpine Peace Crossing (APC) hätte das Jahr auch ohne Covid-19 gewissermaßen eine Zäsur gebracht. Zum ersten Mal wäre die Krimmler Gedenkwanderung mitsamt dem Dialogforum von den NachfolgerInnen des Initiators Ernst Löschner veranstaltet worden. Die ab März verkündeten Maßnahmen zur Eindämmung der Covid-19-Pandemie machten den monatelangen Vorbereitungen einen jähen Strich durch die Rechnung. Mit viel Wehmut mussten wir schließlich einsehen, dass an eine Durchführung der Veranstaltungen in Krimml heuer nicht zu denken ist.

Wir wollen das Jahr 2020 aber nicht sang- und klanglos vorbeiziehen lassen. Schon länger hatten wir überlegt, uns mit unserem Jahresthema „Im Schatten der Berge. Antisemitismus gestern und heute“ nicht nur „live“ in Krimml, sondern auch in schriftlicher, nachhaltiger Form auseinanderzusetzen. Anfangs fanden wir es selbst recht sportlich, mit nur wenigen Wochen Vorlaufzeit bis zum geplanten Termin der Gedenkwanderung Ende Juni das fertige Magazin in der Hand halten zu wollen. Dank der großartigen Mitarbeit unserer Autorinnen und Autoren und unserer Grafikerin ist uns dies tatsächlich gelungen und wir freuen uns, stolz die erste Ausgabe der *Alpendistel. Magazin für antifaschistische Gedenkkultur* präsentieren zu dürfen.

Im Zentrum dieser Ausgabe steht unser Schwerpunkt „Im Schatten der Berge. Antisemitismus gestern und heute“. Dass dieses Thema leider nach wie vor aktuell ist, hat neben dem antisemitischen Terroranschlag im Februar im hessischen Hanau, nicht zuletzt der Ende Mai 2020 von der Israelitischen Kultusgemeinde Wien und dem Forum gegen Antisemitismus veröffentlichte Antisemitismusbericht für das Jahr 2019 gezeigt. So hat sich beispielsweise die Zahl antisemitischer Meldungen in Österreich binnen fünf Jahren mehr als verdoppelt. Zuletzt haben die Reaktionen auf den Umgang mit Covid-19 gezeigt, dass hier einmal mehr mitunter antisemitische Stereotype bedient werden. Auch darum wird es in diesem Magazin gehen, aber auch um die Frage nach Gedenken und Erinnern – generell sowie in der derzeitigen Ausnahmesituation.

Wir wünschen eine spannende Lektüre!
Die Redaktion der *Alpendistel*

INHALT

SCHWERPUNKT

7 **Im Schatten der Berge**
Antisemitismus gestern und heute

9 **Ausgeblendet**
Die Verbindung österreichischer Juden und Jüdinnen zum Alpenraum

11 **Sounds of Anti-Semitism: Salzburg**

15 **Antisemitismus als lebensgeschichtliche (Kern-)Erfahrung österreichischer Juden und Jüdinnen vor 1938**

19 **Antisemitismus in Österreich nach 1945.**
Streiflichter auf Geschichte und Gegenwart

23 **Die „Affäre Borodajkewycz“**
Ein Wendepunkt in der Geschichte des Antisemitismus an österreichischen Universitäten?

27 **„Die gewissen Kreise“**
Antisemitismus im „post-faktischen Zeitalter“

32 **Don’t Play with Him – He’s a Jew**

36 **Antisemitismus in der Corona-Krise**

40 **Antisemitismus im deutschen Fußball**

GEDENKEN, ERINNERN, HANDELN

45 **Gedenkarbeit in der Krise**

48 **Antisemitismus ist Teil unserer Vergangenheit, aber noch nicht Geschichte**

50 **2020 ist alles anders.**
Wege des Gedenkens auf ungewohnten Pfaden

52 **Der Fall Franz Bodmann**

56 **Im Schatten der Grenzzäune**
das Grenzregime der EU

59 **Über den Pinzgau nach Palästina**
Interview mit Marko Feingold

AUS DEM VEREIN

64 **Gründungsgeschichte des Alpine Peace Crossing**

66 **Generationenwechsel im APC-Vorstand**

68 **„Für mich war der Weg eine Sinnstiftung in meinem Leben“**
Interview mit Ernst Löschner

71 **In Memoriam Paul Rieder 1950 – 2010**

72 **„Alle Religionen gehören zusammen“**
Nachruf auf Marko Feingold

73 **Flucht über die Berge**
In Memoriam Marko Feingold

74 **Ausblick**

74 **SponsorInnen**

75 **Mitgliedschaftsantrag**

© M. Nachtschatt

© M. Nachtschatt

SCHWERPUNKT

7 Im Schatten der Berge – Antisemitismus gestern und heute

9 Ausgeblendet – Die Verbindung österreichischer Juden und Jüdinnen zum Alpenraum

11 Sounds of Anti-Semitism: Salzburg

15 Antisemitismus als lebensgeschichtliche (Kern-)Erfahrung österreichischer Juden und Jüdinnen vor 1938

19 Antisemitismus in Österreich nach 1945 – Streiflichter auf Geschichte und Gegenwart

23 Die „Affäre Borodajkewycz“ – Ein Wendepunkt in der Geschichte des Antisemitismus an österreichischen Universitäten?

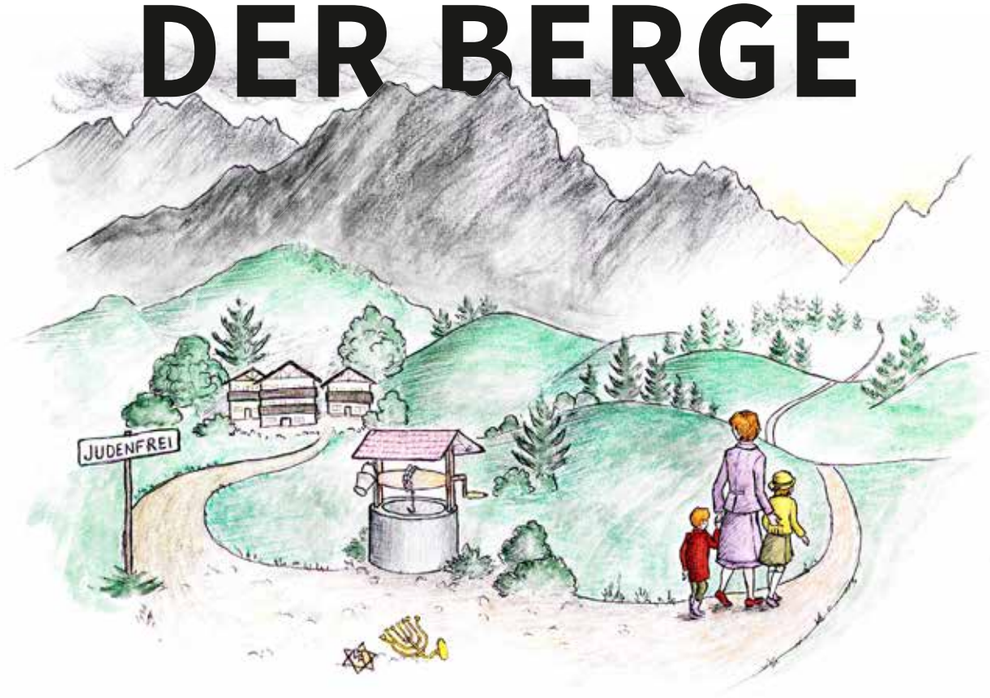
27 „Die gewissen Kreise“ – Antisemitismus im „post-faktischen Zeitalter“

32 Don’t Play with Him – He’s a Jew

36 Antisemitismus in der Corona-Krise

40 Antisemitismus im deutschen Fußball

IM SCHATTEN DER BERGE



ANTISEMITISMUS GESTERN UND HEUTE

Eine Einführung in den diesjährigen Schwerpunkt von Robert Obermair und Bettina Reiter.

Die Schrecken der Shoa kamen nicht aus dem Nichts. Seit Jahrhunderten wurden Juden und Jüdinnen in vielen Teilen Europas benachteiligt, ausgegrenzt, verfolgt, vertrieben und ermordet. Schon im 14. Jahrhundert kam es auf Salzburger Gebiet zu einem Pogrom gegen Juden und Jüdinnen. Auch in der darauffolgenden Zeit fanden laufend Übergriffe statt, bis Fürsterzbischof Leonhard von Keutschach 1498 überhaupt die Ausweisung der letzten Juden und Jüdinnen aus Salzburg verfügte. Es sollte bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts dauern, bis sich diese wieder in Salzburg ansiedeln durften. ›

JAHRHUNDERTELANGE DISKRIMINIERUNG
Wie der Beitrag von Albert Lichtblau zeigt, war das Thema Antisemitismus damit allerdings lange nicht überwunden: Weiterhin kam es zu Diskriminierung, Anfeindungen und Übergriffen. So warben beispielsweise verschiedene Orte in Salzburg schon lange vor dem „Anschluss“ mit „judenfreien“ Tourismusangeboten, wurden „Judenkataster“ in Hetzschriften veröffentlicht oder ein Trachtenverbot für Juden und Jüdinnen erklärt. Auch Danielle Spera setzt sich in ihrem Artikel mit der Verbindung österreichischer Juden und Jüdinnen zum Alpenraum und den Diskriminierungen, denen jüdische SommerfrischlerInnen und AlpinistInnen hier ausgesetzt waren, auseinander. Aber nicht nur in diesen Bereichen stellte Antisemitismus schon in der Zeit vor 1938 eine lebensgeschichtliche (Kern-)Erfahrung österreichischer Juden und Jüdinnen dar, wie Victoria Kumar anhand der Erinnerungen von ZeitzeugInnen sichtbar macht.

Juden betreten diesen Ort auf eigene Gefahr.

Diese jahrhundertelange Entwicklung fand bekanntermaßen in der Zeit des Nationalsozialismus ihren schrecklichen Höhepunkt. Schon kurz nach dem „Anschluss“ wurde der Antisemitismus in plumper, aber nichtsdestoweniger grausamer Form in den Salzburger Bergregionen plakativ sichtbar. Vor den Ortseinfahrten Saalfeldens verkündeten beispielsweise Transparente: „Saalfelden braucht keine Juden!“. In Krimml – dem Startpunkt unserer jährlichen Gedenkveranstaltungen – ging man noch einen Schritt weiter. In Wildwest-Manier wurde hier verkündet: „Juden betreten diesen Ort auf eigene Gefahr.“ Von jüdischem Tourismus war zu dieser Zeit in Salzburg ohnehin schon keine Rede mehr. Ein Großteil der kleinen jüdischen Gemeinde Salzburgs wurde in den folgenden Jahren vertrieben oder ermordet.

1945 – ENDE DES ANTISEMITISMUS?
Wie Bernadette Edtmaier verdeutlicht, war die Befreiung 1945 keinesfalls gleichbedeutend mit einem Ende des Antisemitismus. Moshe Frumin teilt, unterstützt von seiner Tochter Inbal Gildin, ganz persönliche Erinnerungen an selbst erlebte antisemitische Erfahrungen in dieser Zeit mit uns. So verwundert es nicht, dass sich tausende Juden und Jüdinnen im Sommer 1947 gezwungen sahen, die Flucht über den Krimmler Tauern zu ergreifen. Auch an den Universitäten stellte das Jahr 1945 in dieser Hinsicht keine Zäsur dar, wie Alexander Pinwinkler anschaulich aufzeigt. Bis heute kommt es im universitären Bereich immer wieder zu antisemitischen Zwischenfällen.

Der rechtsextreme Terroranschlag auf die Synagoge in Halle im Herbst 2019 zeigt, dass das Kapitel Antisemitismus nicht nur an den Universitäten nach wie vor nicht abgeschlossen ist. Noch immer werden Juden und Jüdinnen nicht nur angefeindet und ausgegrenzt, sondern auch tatsächlich angegriffen und attackiert. Aber auch in Medien und öffentlichen Debatten werden antisemitische Stereotypen – nicht zuletzt in Covid-19-Zeiten – bedient, wie bei Helga Embacher und Christian Schüller zu lesen ist. Dass antisemitische Ansichten auch im Sportbereich nach wie vor präsent sind, macht Florian Schubert in seinem Beitrag deutlich.

SCHWERPUNKTTHEMA
Einiges hat sich in den letzten Jahrzehnten durchaus geändert: Mittlerweile gibt es im Sommer im Pinzgau zwei koschere Hotels und es werden jedes Jahr, nicht nur zu den Veranstaltungen von Alpine Peace Crossing, jüdische Gäste begrüßt. Trotzdem ist auch heute (nicht nur im Pinzgau) nicht alles eitel Wonne – wie man dem gerade veröffentlichten Antisemitismusbericht von 2019 entnehmen kann.

Für uns ist diese historische und gegenwärtige Problematik Anlass, das heurige Schwerpunktthema von APC unter das Motto „Im Schatten der Berge – Antisemitismus gestern und heute“ zu stellen und uns brennenden Fragen zur Thematik zu widmen. Wir hoffen, mit diesem Magazin zur kontinuierlichen Auseinandersetzung mit dieser komplexen Thematik beitragen zu können. △

AutorInnen:

Bettina Reiter ist Gymnasiallehrerin für Englisch und Sport und Vorstandsmitglied von APC.

Robert Obermair ist Zeithistoriker an der Universität Salzburg und Vorstandsvorsitzender von APC.

AUSGEBLENDET.

DIE VERBINDUNG ÖSTERREICHISCHER JUDEN UND JÜDINNEN ZUM ALPENRAUM

Seit Jahrhunderten suchten Menschen aus der Stadt Erholung in der Natur. Im 19. Jahrhundert entdeckten auch Juden und Jüdinnen die Berge für sich. Auch hier sahen sie sich allerdings bald antisemitischen Diskriminierungen gegenüber.

Ein Text von Danielle Spera.

Seit Jahrhunderten suchten Menschen aus der Stadt Erholung in der Natur. Die Bezeichnung aus dem Italienischen „prendere aria fresca“ wurde tatsächlich zu einem Inbegriff der Erholungskultur im Sommer. Auch von Juden und Jüdinnen wurde diese Idee mit Begeisterung aufgenommen. Erobert wurden der Semmering, das Gasteinertal, das Ausseerland und viele andere ländliche Gegenden in der Donaumonarchie, wo Juden und Jüdinnen selbstverständlich auch die örtliche Tracht trugen, wie ein legendäres Foto von Sigmund Freud und seiner Tochter Anna aus dem Jahr 1913 zeigt. Die Volkskunde im Alpenraum wurde von Juden und Jüdinnen und von Personen mit jüdischer Herkunft wie Konrad Mautner (1880–1924) geprägt. Konrad Mautner stammte aus einer Textilindustriellenfamilie, siedelte sich aber in Grundlsee an und gehörte zu den wichtigen Forschern zu Trachten und Volkskunst. Das Haus, in dem seine Witwe lebte, und seine Sammlungen wurden von den NationalsozialistInnen beschlagnahmt; später mussten die ErbInnen langwierig um eine Rückstellung kämpfen. Konrad Mautner wird zwar in der Chronik des Ortes erwähnt, doch unter Ausblendung des Schicksals seiner Familie und seiner Sammlung.

Eugenie Goldstern (1884–1942) war ebenfalls eine wichtige Volkskundlerin und Kulturgeographin, eine Anstellung im Volkskundemuseum Wien wurde ihr auf Grund ihrer Herkunft verwehrt. Dennoch unterstützte sie das Museum und schenkte ihm ihre umfangreiche Sammlung, bevor sie deportiert und 1942 ermordet wurde.

Lilli Baitz (1874–1942), stammte aus einer Arztfamilie, musste aber später die Sanatorien ihres Vaters versteigern lassen und wurde eine erfolgreiche Produzentin von Trachtenpuppen. 1942 nahm sie sich unmittelbar vor ihrer Deportation in Bad Aussee das Leben. Theodor Herzl, Arthur Schnitzler oder Jakob Wassermann waren Stammgäste in Aussee und auch das übrige Salzkammergut war ein beliebter Ort der Sommererholung für Wiener Juden und Jüdinnen, ebenso der Semmering. Arthur Schnitzler, Hugo von Hofmannsthal, Karl Kraus, Alfred Polgar, Peter Altenberg, Gustav Mahler, Franz Werfel, Stefan Zweig, Sigmund Freud, Ludwig Wittgenstein, Felix Salten, Robert Musil und viele andere sind in ihrem künstlerischen Schaffen eng mit dem Semmering verbunden. Hier war es vor allem das Südbahnhotel, das als Symbol einer modernen und künstlerisch inspirierenden Epoche galt. In der Zwischenkriegszeit erlebte die Sommerfrische eine letzte Hochblüte.

Ab den frühen 1930er Jahren wurden Juden und Jüdinnen immer vehementer aus den Erholungsorten gedrängt. Die Zäsur des Jahres 1938 setzte dieser Kultur insgesamt ein Ende. Bald wurde es Juden und Jüdinnen verboten, Tracht zu tragen. Rasch wurden die jüdischen (Stamm-)Gäste vertrieben. Villen und Sommerhäuser, die im Besitz jüdischer Familien waren, wurden enteignet und bekamen neue BesitzerInnen; umgehend erklärten sich viele Orte „judenrein“. Die Vertreibung der Juden und Jüdinnen bedeutete den Niedergang vieler klassischer Sommerkurorte, von dem sich viele bis heute nicht mehr erholen konnten. ›

© gemeinfrei

Sigmund und Anna Freud in Tracht, Dolomiten, 1913

JÜDISCHER ALPINISMUS

Die Anziehungskraft der Berge hatte zuvor aber auch abseits der Sommerfrische für einen jüdischen Alpinismus gesorgt. Zu nennen sind Paul Preuss (1886–1913), der beim Klettern auf technische Hilfsmittel verzichtete und das Freiklettern etablierte. Paul Preuss war einer der bekanntesten Bergsteiger seiner Zeit, seine Grundsätze wurden aber auch kontrovers diskutiert. Mit einem Beitrag in der *Deutschen Alpenzeitung*, in dem er ein Plädoyer für das Freiklettern hielt, löste er den sogenannten „Mauerhaken-Streit" aus. Preuss vertrat die Meinung, dass nur Klettersteige begangen werden sollten, denen man auch ohne Sicherung gewachsen sei. Rasch wurde der Vorwurf laut, Preuss würde mit seinem Ideal, aus ethischen Gründen auf Hilfsmittel zu verzichten, junge SportlerInnen in den Tod treiben. Paul Preuss selbst stürzte 1913 beim Klettern am Mandlkogel im Dachsteingebirge ab. Ein weiterer jüdischer Pionier war Otto Margulies (1899–1925), der bei einer Bergtour ein Bein verlor und trotzdem weiter mit Erstbesteigungen von sich reden machte. Der aus einer einflussreichen Ringstraßenfamilie stammende Rudolf Gomperz (1878–1942) siedelte sich nach einer Malariaerkrankung in St. Anton am Arlberg an, wo er zum Pionier des Skisports und Tourismus wurde. Gemeinsam mit dem Skilehrer Hannes Schneider und einem Hotelier gründete er eine Skischule und legte damit den Grundstein für den Skitourismus. Gomperz engagierte sich in den Skiverbänden und dafür, den Skisport bekannt zu machen. Nach dem „Anschluss" wurde Hannes Schneider verhaftet; nachdem er entlassen worden war, emigrierte er in die USA. Über Rudolf Gomperz wurde ein Arbeitsverbot verhängt. Er blieb aber in St. Anton, wo er fortwährenden Schikanen ausgesetzt war. Im Jänner 1942 musste er in ein Sammellager nach Wien übersiedeln. Im Mai 1942 wurde er nach Maly Trostinez bei Minsk deportiert und dort wenige Tage später erschossen. In St. Anton wurde die Geschichte und vor allem Gomperz' Bedeutung für den Skisport „vergessen". Erst nach langen, hartnäckigen Bemühungen wurde 1995 ein Denkmal für ihn aufgestellt. Felix Mitterer widmete der Biographie von Rudolf Gomperz das Theaterstück „Kein schöner Land". Der jüdische Alpinismus lässt sich auch anhand der Mitgliederzahlen der Wiener Alpenvereinssektion „Austria" ablesen: Ein Drittel waren Juden und Jüdinnen. Als 1921 ein „Arierparagraph" beschlossen wurde, gründeten jüdische AlpinistInnen gemeinsam mit nichtjüdischen FreundInnen eine eigene Alpenvereinssektion, die Sektion „Donauland". Bereits 1924 setzte sich die rechtsradikale Seite des Vereins durch und die Sektion „Donauland" wurde mit fadenscheinigen Begründungen aus dem Alpenverein ausgeschlossen.

KOSCHERER ALPEN-TOURISMUS

Seit den 1950er Jahren gab es ein schwaches Revival der Sommerfrische, das jedoch nicht mehr an die Glanzzeiten anknüpfen konnte. Heute erleben Orte, in denen koschere Hotels eröffnet wurden, einen regen Zustrom an Gästen aus der jüdischen Orthodoxie, und muslimische Gäste frequentieren oft in denselben Orten Hotels, die auf ihre Bedürfnisse eingestellt sind. In Saalbach-Hinterglemm oder in Serfaus ist man heute stolz auf die vielen jüdisch-orthodoxen Gäste, die sogar aus New York oder Australien anreisen. In einem Bergdorf mitten in den Alpen einen Supermarkt mit einer gut sortierten Koscher-Abteilung zu finden, ist keine Überraschung mehr – im Gegenteil, es gehört heute auch dort zum Alltag. △

Bald wurde es Juden und Jüdinnen verboten, Tracht zu tragen.

© O. Morgensztern

Autorin: Danielle Spera ist Direktorin des Jüdischen Museum Wiens. Davor war sie ORF-Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik und Politikwissenschaft.

SOUNDS OF ANTI-SEMITISM: SALZBURG

Salzburg ist eine von vielen österreichischen Regionen, in denen die antisemitischen Codes zutiefst verankert waren. Jahrhundertelange Verbannung, eine äußerst kleine jüdische Gemeinde und die Aufmerksamkeit auf Salzburg als Hot-Spot des Tourismus und der Hochkultur führten zu einem Gebräu aus antisemitisch Lokalem und Überregionalem.

Ein Text von Albert Lichtblau.

Es sind zwei Geschichten, die immer wieder aufblitzen, wenn mich jemand zur Geschichte des Antisemitismus in Salzburg fragt. Die eine stammt aus einem Interview mit der 1897 geborenen Irene Fürst, die bis 1938 mit ihrem Mann und ihren Kindern in der Linzergasse 5 lebte. Sie betrieb dort ein Geschäft, das im Novemberpogrom zerstört wurde. Ihr Mann wurde wie viele andere jüdische Männer ins KZ Dachau deportiert. Sie war eine starke Frau, bei ihr trafen sich die anderen Frauen, um zu besprechen, was sie tun könnten, um ihre Männer zu befreien. Die einzige Chance damals war die sofortige Ausreise. Irene Fürst und ihrer Familie gelang die Flucht in die Vereinigten Staaten. Bis an ihr Lebensende betrat sie nie wieder österreichischen Boden. Dabei hörte sie nie auf, an Salzburg zu denken, wandelte jeden Abend wie im Traum durch die Linzergasse. Als sie hier lebte, wollte sie nie auf Urlaub fahren. Wozu auch? „Ich liebte es. Es war eine so schöne Stadt. Ohne die Salzburger wäre Salzburg überhaupt die schönste Stadt der Welt." Dieses Zitat griff der damalige Bundespräsident Thomas Klestil bei der 100-Jahr-Feier der Synagoge in Salzburg 2001 auf. Wie bitter, traurig und beklemmend klingt dieses Resümee einer Verfolgungsgeschichte.

Die andere Passage stammt aus den Erinnerungen „Als wär's ein Stück von mir" des 1933 nach Henndorf am Wallersee aus Nazi-Deutschland emigrierten Carl Zuckmayer. Ein ihm bekannter Waldbauer vermutete, dass Bundeskanzler Schuschnigg ein Jude sei, weil die Nazis so gegen ihn schimpften. Zuckmayer beruhigte den Bauern, Schuschnigg sei kein Jude. „Aber dann grübelte er weiter: ‚San die Juden wirklich so schlimm?'" Zuckmayer versuchte den Bauern abermals zu beruhigen, darauf der Waldbauer: „Aa'mol', sagte er nachdenklich, ‚aa'mol möchte i an sehn.'" Dieser Satz sagt sehr viel aus, nämlich, dass das Denken der Menschen von märchenhaften Fantasien darüber, über wie viel Macht die „Bösen", die Juden, verfügen würden und wie gefährlich sie seien, geprägt war. Die Frage an Zuckmayer ist ein Schlüssel zum Verständnis der verworrenen Wahrnehmung der „Judenfrage" vor der NS-Zeit: Es gab nämlich kaum welche im ›

Der eiserne Besen

Salzburger Wochenblatt für Stadt und Land.

Für Wahrheit und Recht. Für Freiheit und Brot. Für Volk und Heimat.

Jahrgang 1928 (9) Freitag, den 17. August 1928. Folge 33

Ausmisten!!

Entfernt den Unrat aus deutschem Land! — Hinaus mit den Hyänen, Vampyren und Molochs! — Vernichtet das Ungeziefer!

Mayer Anselm Rothschild

„Mei Geld is mei Ehr!“

Ausschnitt des Hetzblatts *Der Eiserne Besen*

Land Salzburg. Bei der Volkszählung 1934 lebten lediglich 198 Personen jüdischen Glaubens in der Stadt Salzburg und gar nur 41 im restlichen Land Salzburg.

EINE LANGE GESCHICHTE DES ANTISEMITISMUS

Das Denken über Juden und Jüdinnen war in Salzburg wie in vielen anderen österreichischen Provinzen vor allem von angsterregenden Vorstellungen und kaum von realen Erfahrungen geprägt. Die antisemitische Gehässigkeit wurde üblicherweise schon im Religionsunterricht zum Ausdruck gebracht, in Predigten wiederholt, sie beschäftigte Stammtischrunden und natürlich konnten die immer radikaler und erfolgreicher werdenden rassistischen Nazis versprechen, sie seien diejenigen, die endlich „aufräumen“ würden. „Saubermachen“ war ein Schlüssel-Topos des antisemitischen Populismus und meinte die Vertreibung jüdischer Menschen. Die Haltung, dass Juden und Jüdinnen in Salzburg nichts zu suchen hätten, hatte auch damit zu tun, dass 1498 Fürsterzbischof Leonhard von Keutschach die jüdische Bevölkerung aus dem „ganzen Land jagen“ ließ. Bis zu Mozarts Zeiten prangte eine verspottende „Judensau“ am Rathaus von Salzburg.

Erst die österreichische Gesetzgebung beendete 1867 derartige Einschränkungen. Bis 1938 blieb für den Aufbau einer jüdischen Gemeinde wenig Zeit, aber die kleine Gruppe schaffte einiges wie einen jüdischen Friedhof in Aigen, den Bau der Synagoge in der Lasserstraße, die Beschäftigung eines Rabbiners und die Gründung einer eigenständigen Israelitischen Kultusgemeinde.

Vieles war in der Salzburger Provinz ähnlich wie in anderen Bundesländern, etwa die Dominanz deutschnational konservativer antisemitischer Kräfte. Eine Besonderheit Salzburgs war die Nähe zu Deutschland, die in den 1930er Jahren mit dem Aufstieg der NSDAP eine Rolle spielte. Zuvor gab es in der Stadt allerdings schon die radikalste antisemitische Zeitung Österreichs, das vom Antisemitenbund herausgegebene Hetzblatt *Der Eiserne Besen*, das in seiner geschmacklosen Radikalität dem NSDAP-Kampfblatt *Der Stürmer* ähnelte. Dazu gehörte es, alle von Juden und Jüdinnen geführten Geschäfte in einem „Judenkataster“ aufzulisten. Natürlich gehörten gehässige antisemitische Texte gegen die Salzburger Festspiele zum Repertoire des *Eisernen Besen*. Für das Hetzblatt handelte es sich bei den Festspielen um ein „Affentheater“, ein „Jüdisches Eldorado“. Vieles ging zusammen, was nicht zusammenpasste. So inserierten viele bekannte Geschäfte wie das Trachtengeschäft Lanz regelmäßig im *Eisernen Besen*; zugleich kaufte jüdische Kundschaft in den Sommermonaten genau dort ein.

„JUDENFREIE“ FREIZEITGESTALTUNG

Wandern, Alpinismus und Sommerfrische wurden zu einem wichtigen Wirtschaftsfaktor. Da dem Kleinstaat Österreich nach dem Zusammenbruch der Habsburgermonarchie mit Wien nur eine einzige Metropole blieb, konzentrierte sich die aufstrebende Tourismusindustrie auf die nach Erholung und Ausgleich suchenden Wiener und Wienerinnen. Dort lebten mehr als 90 Prozent aller Juden und Jüdinnen Österreichs, bzw. machten sie ca. 10 Prozent der Hauptstadtbevölkerung aus. Eine antisemitische Spielwiese wurde der Kampf um Räume der Freizeit und Natur. Mit sogenannten „Arierpragraphen“ gelang es den zumeist rassistisch geprägten Antisemiten, den Ausschluss von jüdischen Mitgliedern in den Satzungen wichtiger Vereine zu verankern. Herausragend dafür waren in den 1920er Jahren der Alpenverein oder der Österreichische Skiverband. Eine Bemerkung am Rande: Während der Alpenverein seine Geschichte diesbezüglich aufzuarbeiten versuchte, fehlen derartige Anstrengungen beim Österreichischen Skiverband völlig, wie eine soeben abgeschlossene Dissertation von Andreas Praher zeigt. Nicht nur das: Das am Fuß der Sprungschanze in Bischofshofen gelegene Sepp-Bradl-Stadion ist ein Indiz für fehlendes Geschichtsbewusstsein. „Bubi Bradl“, wie er liebevoll genannt wurde, war ein Superstar des NS-Sports (Weltmeister 1939), schon vor dem „Anschluss“ Mitglied der illegalen SA und später in der Wehrertüchtigung der HJ ein prominentes Aushängeschild.

Die Sommerfrischeorte waren ebenfalls antisemitische Kampf-Räume, in denen es um die Herstellung sozialer Distanz und den Ausschluss jüdischer Sommergäste ging. In einigen wenigen Gemeinden waren Antisemiten erfolgreich, wie die Geschichte des Komponisten Arnold Schönberg zeigt. Er brach 1921 entnervt seinen Sommeraufenthalt in Mattsee ab, da die Gäste aufgefordert wurden, nachzuweisen, dass sie nicht jüdisch waren. Andere Salzburger Gemeinden mit ähnlichen Beschlüssen waren Mittersill, St. Johann im Pongau oder Tamsweg.

Dennoch: Das Salzkammergut wurde auch für jüdische Gäste aus Wien eine beliebte Erholungsregion. Wie das mit einer antisemitisch geprägten Ortsbevölkerung zusammenging, bleibt ein Rätsel. Vermutlich waren für diese ökonomische Zwänge wichtiger, denn die jüdischen und nichtjüdischen Gäste aus der Stadt brachten Geld, schufen Arbeit. Ein Witz aus der Sammlung von Salcia Landmann gibt einen Hinweis auf diesen Zwiespalt: Ein Hotelgast erfährt, dass der Wirt ein Nazi sei, worauf der Wirt entrüstet entgegnet: „Was? I, in der Sommersaison a Nazi?“ Vermutlich arrangierten sich beide Seiten, denn wer sollte jüdischerseits schon wissen wollen, dass jemand antisemitisch gesinnt war? Das Thema konnte die Betroffenen ohnedies verrückt machen.

„Ohne die Salzburger wäre Salzburg überhaupt die schönste Stadt der Welt.“

RADIKALISIERUNG 1938

Wie viele tatsächlich zutiefst antisemitisch und NS-affin waren, musste die jüdische Bevölkerung Österreichs mit dem „Anschluss“ im März 1938 schockiert feststellen. Nun konnte das rassistische Ausgrenzungsspiel seine brutale Bösartigkeit zeigen. Das Gerangel um die besten Stücke des jüdischen Besitzes brachte den NS-Nepotismus an seine Grenzen, denn so viel gab es außerhalb Wiens gar nicht zu verteilen. Vormals Illegale plusterten sich auf, wie viel sie in der illegalen Zeit für die NSDAP geleistet und wie sehr sie darunter gelitten hätten, politisch verfolgt worden zu sein. Sie leiteten davon ab, dass ihnen das jüdische Eigentum als Kompensation zustehe. Wer nicht zum Zug kam, schrieb die Opfergeschichte fort. Wer zum Zug kam – wie immer halfen Beziehungen innerhalb der Partei –, setzte alles daran zu behaupten, dass das „arisierte“ Eigentum wertlos und Ramsch sei. Früher gab es Fantasien von unglaublichem jüdischen Reichtum, auf einmal musste alles wertlos erscheinen, um sich möglichst günstig bedienen zu können. ›

Irene Fürst in der Linzergasse

Der Rest der Geschichte ist bekannt: Die „Enteignungen“ waren einer von vielen Schritten zur Verarmung und Ausgrenzung, Gewalt stieß kaum auf Widerstand und erhöhte den Vertreibungsdruck. Wer nicht rechtzeitig flüchten konnte, musste mit Mord rechnen. Wie hoch die Zahl der Opfer ist, zeigt das vorbildhafte Stolperstein-Projekt mit detaillierten biographischen Informationen über das Schicksal der ums Leben Gekommenen.

UMGANG MIT DER VERGANGENHEIT

Dass Salzburg nach Kriegsende ein Zentrum der Auswanderung für jüdische Überlebende aus Europa wurde und das jüdische Leben in Stadt und Land Salzburg vorübergehend pulsierte, ist eine Ironie der Geschichte, an die Alpine Peace Crossing regelmäßig erinnert. Die Israelitische Kultusgemeinde Salzburg und die Synagoge wurden reaktiviert. Über Jahrzehnte war Kultusgemeindepräsident Marko Feingold „die Gemeinde“ und bis zu seinem Tod 2019 ihr Sprachrohr. Trotz vieler Bemühungen konnte sich die Gemeinde nicht mehr erholen, blieb sehr klein und leidet seit Jahrzehnten an Überalterung und dem Fehlen von Nachwuchs.

Stadt und Land Salzburg wurden wichtige Destinationen für Überlebende, wenn sie Österreich besuchten. Dabei gibt es ein Österreich-spezifisches Phänomen: Viele näherten sich dem ehemaligen Wohnort Wien, in dem die überragende Mehrheit gelebt hatte, über den Umweg eines Landaufenthaltes an. Wien war voller „Geister“ der Vergangenheit, die Orte erinnerten belastend an jene, die verfolgten und verfolgt wurden, an Verwandte und Bekannte, die ermordet worden waren. Die Provinz hingegen, so auch Salzburg, war für sie davon unbelastet und so konnten sie das genießen, was sie am meisten vermissten: die Alpen mit dem besonderen Licht und Geruch, den Schnürlregen, die österreichische Kost, besonders Schwarzbrot und Mehlspeisen, eventuell den vertrauten ländlichen Sprachklang, der sie nicht an das hinterfotzige Wienerische erinnerte. Da ich, oft gemeinsam mit Helga Embacher, viele Überlebende kennenlernen und interviewen konnte, kam es im Sommer immer wieder auch zu Begegnungen mit diesem Personenkreis, etwa im Gasteinertal mit der aus Wien stammenden feministischen US-Historikerin Gerda Lerner. Jedes Jahr freute ich mich über mehrere Familien aus Montevideo, die sich am Land einquartierten. Wir trafen uns alljährlich im Café Tomaselli auf Kaffee und Kuchen, diskutierten über Thomas Bernhard, Elfriede Jelinek und die österreichische Politik nach Waldheim. Als die ÖVP 2000 mit der von Jörg Haider umgebauten FPÖ eine Regierungskoalition einging, war dies nachhaltig zu Ende. Es kam nur mehr eine dieser Familien aus Montevideo.

„Was? I, in der Sommersaison a Nazi?“

Für Überlebende, die in Salzburg gelebt hatten, war es anders, denn sie wussten genau, was hier in Salzburg vorgefallen war. Irene Fürst besuchte zwar nach Ende des Zweiten Weltkriegs Europa, aber nie Salzburg: „Ich konnte einfach nicht, ich hatte Angst, dass ich jemand umbringen könnte. Ich habe den Vorhang zugemacht und nie mehr geöffnet.“△

© S. Sowieja

Autor: Albert Lichtblau, Historiker, arbeitet zur Zeit an einem Projekt über die „Austrian Heritage Collection“.

Das Meldungsbuch der Universität Wien von Helmut Bader aus dem Jahr 1933

ANTISEMITISMUS ALS LEBENSGESCHICHTLICHE (KERN-)ERFAHRUNG ÖSTERREICHISCHER JUDEN UND JÜDINNEN VOR 1938

Aus den Erinnerungsberichten von österreichischen Juden und Jüdinnen, die Jahrzehnte nach der nationalsozialistischen Verfolgung und Vertreibung in Form von Interviews oder Autobiographien Zeugnis abgelegt haben, geht eine deutliche Zunahme antisemitischer Anfeindungen in den 1920er und 1930er Jahren hervor. Der alltägliche Antisemitismus zeigte sich vor allem an den Schulen, den Universitäten und im unmittelbaren gesellschaftlichen Umfeld.

Ein Beitrag von Victoria Kumar.

›

Grazer Hauptbahnhof, April 1939

ANTISEMITISMUS AN ORTEN DER (AUS-)BILDUNG

„Das Schimpfen war überhaupt zu einer alltäglichen Gewohnheit geworden. ‚Saujud' hin und her, das war schon so geläufig geworden, dass man es fast schon als selbstverständlich betrachtete. Was wir hier an Beleidigungen, Ehrabschneidereien, Gemeinheiten und Frechheiten zu erdulden hatten, spottet jeder Beschreibung."[1]

Die lebensgeschichtlichen Erinnerungen des Grazer Rabbiners David Herzog (1869–1946) zeugen von einem radikalen Antisemitismus, der in anderen biographischen Erinnerungsberichten in dieser Form kaum zum Vorschein kommt. Seit seiner Ankunft in Graz im Jahr 1908 sah er sich in seinen Funktionen als religiöses Oberhaupt der Kultusgemeinde und als Professor und Lehrer Anfeindungen und Beleidigungen ausgesetzt, die in der Zwischenkriegszeit noch einmal zunahmen. Die Universitäten und Mittelschulen bezeichnete er als „Hauptorte des Antisemitismus", wo das Studium für Juden und Jüdinnen durch die von den ProfessorInnen auch auf die SchülerInnen übertragenen Bosheiten „eine harte Prüfung und ein dornenvoller Weg" war.

War der Antisemitismus zu Beginn der Ersten Republik bereits in den meisten politischen Lagern verankert, so drang er in den 1920er Jahren zunehmend in das unmittelbare Umfeld der jüdischen Bevölkerung ein. Immer mehr Vereine und Organisationen verhinderten die Mitgliedschaft von Juden und Jüdinnen statuarisch, antisemitische Verbalangriffe und körperliche Übergriffe zeigten sich besonders an Schulen und Universitäten. Auch Blanka Nachnieli (geb. 1928 als Blanka Enis) führte das Ausbildungsumfeld als Beispiel an: „Ja, die Schulzeit! Ich habe sehr, sehr gern gelernt. Die Sache war nur, dass wir eine jüdische Privatschule mit sehr wenigen Kindern gewesen sind und neben uns war die Grundschule mit 300 christlichen Kindern. Die haben uns schikaniert, uns die Schultaschen runtergerissen, uns geohrfeigt und im Winter immer Schneebälle in die Mäntel gesteckt und uns mit Schneebällen beworfen. Kaum haben wir die Schule verlassen, hat gleich das Gezeter angefangen: ‚Ihr Saujuden!' und so weiter und so fort."[2]

Helmut Bader (1915–2002) wiederum erinnerte sich nicht an direkte Angriffe gegen ihn, lieferte aber folgendes Stimmungsbild: „Der Antisemitismus wurde immer bemerkbarer, allerdings richtete er sich in meiner Klasse nicht gegen mich persönlich, da sich zu dieser Zeit persönliche Beziehungen, Freundschaften sowie Animositäten gebildet hatten. An der Universität in Graz, zum Unterschied von Wien, gab es nicht viele antisemitische Zwischenfälle. Allerdings gab es bis zum „Anschluss", also solange Juden Kaffeehäuser, Nachtlokale etc. noch besuchen durften, fast jedes Wochenende schwere Zwischenfälle, die mit antisemitischen Anpöbelungen begannen und in Schlägereien ausarteten, an denen ich oft beteiligt war."[3]

[1] Heimo Halbrainer/Gerald Lamprecht/Andreas Schweiger (Hg.), Meine Lebenswege. Die persönlichen Aufzeichnungen des Grazer Rabbiners David Herzog, Graz 2013, S. 16.

[2] Victoria Kumar, In Graz und andernorts. Lebenswege und Erinnerungen vertriebener Jüdinnen und Juden, Graz 2013, S. 111.

BETEILIGUNG UND ZUSTIMMUNG, AKZEPTANZ UND GLEICHGÜLTIGKEIT

Trotz unterschiedlicher Wahrnehmungen geht aus den Berichten der von den NationalsozialistInnen verfolgten und vertriebenen Juden und Jüdinnen deutlich hervor, dass der Antisemitismus schon in der Zwischenkriegszeit in Österreich kontinuierlich präsent war und in verschiedenen Formen in Erscheinung trat. In den vermehrt seit den 1990er Jahren entstandenen Interviews mit jüdischen Überlebenden nehmen Schilderungen von antisemitischen Erfahrungen großen Raum ein – was die Zeit vor 1938 betrifft, wurden diese allerdings oftmals erst nach einem spezifischen Nachfragen der InterviewerInnen genannt. Das Erfahrungsspektrum reichte – wie aus obigen Interviewpassagen hervorgeht – von verbalen Anfeindungen, sozialem Ausschluss bis hin zu physischen Angriffen. Neben aktiver Beteiligung und Zustimmung tauchten auch Billigung, Akzeptanz und Gleichgültigkeit als Verhaltensmuster der nichtjüdischen Bevölkerung auf; Protest oder Beistand hingegen selten.

David Herzog im britischen Exil 1945

Jehudith Hübner, die sich im Interview besonders an ein Kindheitserlebnis erinnerte, war beispielsweise erstaunter über die konkrete Aussage einer Mitschülerin als über die Indifferenz der Lehrerin: „In der Volksschule in der Pressgasse, dort war ich drei Jahre lang die einzige Jüdin in der Klasse. … Neben mir ist ein sehr herziges Mäderl gesessen mit Pony und zwei Zöpfen, der ich immer eingesagt hab. Eines Tages kommt sie an und sagt: ‚Du stimmt das, was ich gehört habe, bist du eine Jüdin?' Hab ich gesagt: ‚Ja.' Sagt sie: ‚Jesus Maria Josef, da kann ich nicht neben dir sitzen!' Sage ich: ‚Warum denn nicht?' Sagt sie: ‚Mein Vater hat gesagt, alle Juden sind dreckige Hunde!' Darauf bin ich zur Lehrerin gegangen und sie sagte: ‚Naja, wenn ihr nicht zusammensitzen wollt, dann geht auseinander.'"[4]

Kaum haben wir die Schule verlassen, hat gleich das Gezeter angefangen: „Ihr Saujuden!"

ANTISEMITISMUS IN DEN 1930ER JAHREN

Mit rund 180.000 Personen zählte die Israelitische Kultusgemeinde Wien vor dem „Anschluss" die meisten Mitglieder. Der IKG Graz, der damals zweitgrößten jüdischen Gemeinde Österreichs, gehörten ca. 1.700 Juden und Jüdinnen an. Die Mehrheit der vor 1938 in Österreich beheimateten jüdischen Bevölkerung lebte nicht abseits, sondern mit ihrer nicht-jüdischen Umgebung. In den Interviews beschreiben zahlreiche Befragte das familiäre Selbstverständnis als „assimiliert" und „österreich-patriotisch", selbst wenn eine Einbindung ins religiöse und/oder kulturelle Gemeindeleben gegeben war. ›

[3] Ebda., S. 13.

[4] Das Videointerview ist auf der von _erinnern.at_ erstellten Online-Plattform weiter_erzählen zu sehen: https://www.weitererzaehlen.at/interviews/jehudith-huebner-2

Unterschiedliche Formen von Antisemitismus waren schon lange vor dem Nationalsozialismus „selbstverständliche“ Bestandteile von Österreichs Politik und Gesellschaft. Zwar wurden Juden und Jüdinnen in der austrofaschistischen Diktatur nicht offen diskriminiert, die Staatsführung tolerierte die tief verwurzelte Feindlichkeit gegenüber Juden und Jüdinnen jedoch weitgehend.

ZIONISMUS UND „PRÄVENTIVE FLUCHT“

Der Österreich-Patriotismus vieler Juden und Jüdinnen blieb in den meisten Fällen auch trotz antisemitischer Erfahrungen ungebrochen. Nachdem diese Erfahrungen im Laufe der Zwischenkriegszeit häufiger und radikaler geworden waren, reagierten Juden und Jüdinnen aber auch mit einem „Zusammenrücken“ innerhalb der Gemeinde, mit einer Betonung der jüdischen Identität und einer verstärkten Hinwendung zum Zionismus. Bedeutend waren dabei vor allem die nach dem Ersten Weltkrieg zahlreich entstandenen zionistischen Jugendvereine (z. B. der „Blau-Weiß“ oder der „Haschomer Hazair“), die gemeinschaftliche Aktivitäten anboten und auf die Alijah (Auswanderung nach Palästina) vorbereiteten. „Die zionistischen Jugendbewegungen entwickelten sich nach dem Muster der bereits existierenden deutschen Jugendbewegungen wie etwa des Wandervogels; hinzu kam noch der Einfluss der englischen Boy-Scouts. Ihr Programm zog uns vor allem deshalb an, weil es Jugendlichen Möglichkeiten zu gesunden Aktivitäten bot, wiewohl nicht verhehlt werden kann, dass wir uns auch wegen des in Wien latent stets vorhandenen Antisemitismus gerade zur jüdischen Jugendbewegung hingezogen fühlten“, schrieb der 1935 von Wien nach Palästina ausgewanderte Teddy Kollek (1911–2007) in seinen Erinnerungen.[5]

Man war von heute auf morgen ein Nichts geworden.

Eine Entfremdung vom gesellschaftlichen Umfeld befürchtend, lehnten Eltern eine Mitgliedschaft ihrer Kinder in einer zionistischen Jugendbewegung häufig ab. Auch der von den Vereinen vorangetriebenen Vorbereitung für die Alijah standen sie skeptisch bis ablehnend gegenüber. Die wenigen – in erster Linie jungen – Juden und Jüdinnen, die in den 1930er Jahren (trotz elterlichem Protest) die Alijah antraten, nannten neben zionistischen Beweggründen rückblickend häufig Antisemitismuserfahrungen als Auswanderungsmotiv. „Dass mein Schwager zu dieser Zeit, in den 1930er Jahren, nach Palästina gegangen ist, haben wir überhaupt nicht verstanden. Wir dachten, er sei verrückt. Er war Partner in der Firma und sein Vater hat ihn sogar zur Schneiderausbildung nach Paris geschickt. Er war Zionist und Pionier und auch der Antisemitismus, der sich überall in Europa ausgebreitet hatte, beeinflusste seine Entscheidung, nicht in Europa zu bleiben.“, erinnerte sich Margaret Welisch (geb. 1908 als Margarethe Loewy), die nach dem „Anschluss“ auf die Philippinen flüchtete.[6]

Die Auswanderung österreichischer Juden und Jüdinnen – nach Palästina oder in andere Länder – hielt sich in der Zwischenkriegszeit insgesamt in sehr engen Grenzen. Flüchteten Juden und Jüdinnen vor 1938 aus Österreich, so geschah dies in erster Linie aus politischen Gründen; für die als SozialdemokratInnen und KommunistInnen Verfolgten kamen als Zielländer beispielsweise die Tschechoslowakei oder Spanien in Frage. Im Hinblick auf den zwar nicht regierungsoffiziellen, aber latent vorhandenen Antisemitismus und die nationalsozialistische Bedrohung innerhalb und außerhalb der österreichischen Staatsgrenzen, kann die österreichische Emigration vor 1938 als „präventive Flucht“ (Anton Pelinka) bezeichnet werden.

Die radikal antisemitische NS-Ideologie konnte in Österreich nach 1938 rasch und problemlos greifen, weil das gesellschaftspolitische Klima schon vor dem „Anschluss“ eindeutig rassistisch und antisemitisch war. Mit dem Ausmaß der radikalisierten antisemitischen Gewalt der NationalsozialistInnen hatten die befragten Überlebenden allerdings nicht gerechnet. Die noch im März 1938 einsetzende Verfolgung, Ausgrenzung und Entrechtung der jüdischen Bevölkerung wirkte sich, wie Laura Mokotov (geb. 1921 als Laura Gertler) im Interview beschrieb, auf sämtliche Lebensbereiche aus: „Man war von heute auf morgen ein Nichts geworden. Was einem geblieben war, ist der Name Jude.“ [7]

[5] Teddy Kollek/Amos Kollek, Ein Leben für Jerusalem, Hamburg 1980, S. 19.

[6] Kumar, In Graz und andernorts, S. 160.

[7] Ebda. S. 104.

Autorin: Victoria Kumar ist Historikerin und wissenschaftliche Mitarbeiterin bei erinnern.at.

ANTISEMITISMUS IN ÖSTERREICH NACH 1945

STREIFLICHTER AUF GESCHICHTE UND GEGENWART.

Wie manifestiert sich Feindschaft gegenüber Juden und Jüdinnen in Österreich seit 1945? Und was versteht man unter sekundärem, traditionellem und israelbezogenem Antisemitismus?

Bernadette Edtmaier skizziert entlang dieser drei Hauptformen historische und gegenwärtige Ausprägungen antisemitischer Vorstellungen in Österreich.

SYSTEMBRUCH 1945 UND TABUISIERUNG ANTISEMITISCHER EINSTELLUNGEN

Mit dem Systembruch 1945 kam es zu weitreichenden Veränderungen im öffentlichen Umgang mit Antisemitismus. In der Bundesrepublik Deutschland wurde bereits kurz nach Ende des Zweiten Weltkrieges ein normatives „Antisemitismus-Verbot“ verabschiedet, womit Antisemitismus in der Öffentlichkeit tabuisiert wurde. Dies führte jedoch nicht zwangsläufig zum Verschwinden judenfeindlicher Einstellungen, sondern zur Entwicklung neuer Kommunikationsstrategien: An die Stelle von offenem Antisemitismus treten seither üblicherweise Formen einer „Umwegkommunikation“, die etwa durch subtiles Sprechen, Andeutungen und die Verwendung von Codewörtern wie etwa „Ostküste“ oder „Wallstreet“ offenbar werden.

Traditionell-antisemitische Aussagen stammen häufig aus dem FPÖ-Umfeld.

In Österreich konnte offener Antisemitismus unmittelbar nach 1945 noch relativ ungehindert fortwirken. Dieser Unterschied zur BRD hängt eng zusammen mit der so genannten „Opferthese“ – einer Halbwahrheit, mit der sich Österreich als „erstes Opfer Hitlers“ stilisierte und die über Jahrzehnte eine tiefergehende Auseinandersetzung mit der NS-Ideologie verhinderte. Eine öffentliche Tabuisierung – und damit die Verwendung von Andeutungen und Codewörtern – setzte erst allmählich ein.

SEKUNDÄRER ANTISEMITISMUS…

In Reaktion auf die NS-Zeit entstand nach 1945 eine neue Form der Feindschaft gegenüber Juden und Jüdinnen, die in Österreich durch die „Opferthese“ begünstigt wurde: Unter den Begriff des „sekundären Antisemitismus“ fallen etwa die Leugnung oder Relativierung des Holocaust, Täter-Opfer-Umkehrungen, der Vorwurf, Juden und Jüdinnen würden die Erinnerung an den Holocaust für eigene Absichten ausnutzen, sowie allgemein die Verwendung subtiler Kommunikationsstrategien.

Die „Opferthese“ begann erst im Kontext der Waldheim-Affäre 1986 zu bröckeln, als es zu breiten Diskussionen um die NS-Vergangenheit und Mitverantwortung Österreichs kam. Es formte sich eine Zivilgesellschaft, die seither eine kritische Auseinandersetzung mit Österreichs NS-Vergangenheit einfordert. 1991 kam es schließlich durch Bundeskanzler Franz Vranitzky zum ersten Mal zu einem offiziellen Eingeständnis einer Mitschuld von ÖsterreicherInnen an NS-Verbrechen. ›

… UND SEINE NEUEN DIMENSIONEN

Einer teil-repräsentativen Umfrage zufolge (siehe Infobox), finden sich heute nur noch wenige Personen in Österreich, die den Holocaust verharmlosen. Gleichzeitig traten in den letzten Jahren aber neuere Dimensionen eines sekundären Antisemitismus in Erscheinung: die Verhöhnung der Holocaustopfer und Angriffe auf die Erinnerungskultur. So teilte 2017 eine kleine Gruppe Jus-Studierender ein Foto von einem Aschehaufen und versah ihn mit dem Kommentar „Leaked Anne Frank nudes“. Die „Liederbuchaffären“ von 2018 und 2019 entzündeten sich an antisemitischen und rassistischen Strophen in Liederbüchern zweier schlagender Burschenschaften. In einem Lied heißt es etwa: „Da trat in ihre Mitte der Jude Ben Gurion: ‚Gebt Gas, ihr alten Germanen, wir schaffen die siebte Million.‘“ Damit verhöhnen Nachkommen der TäterInnengeneration NS-Opfer mit besonders widerwärtigem Zynismus. Diese Fälle stießen in der Öffentlichkeit auf massive Ablehnung und Kritik, weitreichende politische oder juristische Konsequenzen für die Verantwortlichen (etwa die permanente Zurücklegung politischer Funktionen) blieben jedoch aus.

FPÖ als „Beschützerin der Juden“

Von der breiten Gesellschaft klar verurteilt werden auch antisemitisch motivierte Angriffe, die in Zusammenhang mit Orten und Objekten der NS-Erinnerungskultur stehen – etwa Störaktionen an den KZ-Gedenkstätten in Ebensee und Mauthausen in den Jahren 2008 und 2009 oder die Beschmierung von ca. 60 „Stolpersteinen“ in der Stadt Salzburg.

TRADITIONELLER ANTISEMITISMUS …

Traditioneller Antisemitismus umfasst jene Vorwürfe, die „den Juden“ als Kollektiv zu viel Macht und Einfluss auf Politik, Wirtschaft und Medien und eine der Öffentlichkeit verborgene Meinungs- und Deutungsmacht attestieren oder sie als ausbeuterische und unproduktive Wucherer darstellen. Unterstellungen dieser Art werden üblicherweise subtil geäußert, womit traditioneller Antisemitismus als Spielart des sekundären in Erscheinung treten kann.

Werden traditionell-antisemitische Aussagen in der medialen Öffentlichkeit verhandelt, so stammen diese häufig aus dem FPÖ-Umfeld. Besonders in den Debatten um Entschädigungszahlungen und im Kontext der Waldheim-Affäre kam es immer wieder zu einschlägigen Anspielungen, die medial breit diskutiert wurden. Als Person trat in diesem Zusammenhang Jörg Haider, der „Erfinder“ des Rechtspopulismus in Österreich, besonders häufig in Erscheinung. Auf einer Wahlveranstaltung 2001 rief er etwa: „Liebe Freunde, ihr habt die Wahl, zwischen Spin-Doctor Greenberg von der Ostküste oder dem Wienerherz zu entscheiden […] wir brauchen keine Zurufe von der Ostküste. Jetzt ist einmal genug (starker Applaus).“

Auch in der jüngeren Vergangenheit spielte diese Form eine zentrale Rolle im rechten Milieu. Dies wurde etwa während der Wirtschaftskrise 2008 oder im Jahr 2012, als Heinz-Christian Strache eine antisemitische Karikatur auf seiner Facebook-Seite veröffentlichte, augenscheinlich.

Christlichem und rassistischem Antisemitismus hingegen kommt in Österreich nur noch in kleineren rechtsextremen und fundamentalistisch-christlichen Kreisen eine gewisse Bedeutung zu. Sie werden in der medialen Öffentlichkeit aber kaum thematisiert.

… UND SEINE KOMBINATION MIT MUSLIMFEINDLICHKEIT

In der österreichischen Bevölkerung stößt traditioneller Antisemitismus auch heute noch auf vergleichsweise hohe Zustimmung. Aktuellen Schätzungen zufolge bejaht rund ein Drittel der ÖsterreicherInnen einschlägige Aussagen. Hinzu kommt, dass insbesondere seit dem letzten Jahrzehnt antisemitische Vorwürfe immer wieder mit Muslimfeindlichkeit bzw. Xenophobie kombiniert werden:
Seit Beginn der sogenannten Flüchtlingskrise 2015 behaupten Personen aus dem rechtsextremen Milieu, „das Weltjudentum“ habe die massive Zuwanderung aus muslimisch geprägten Ländern bewusst ausgelöst, um christlich-abendländische Bräuche und Traditionen und die europäische Wirtschaft zu schwächen. Damit soll Europa letztendlich widerstandslos gegen die Globalisierung werden. Etwas subtilere Anspielungen dieser Art finden sich auch unter Personen, die der FPÖ nahestehen, obgleich diese üblicherweise auf Strategien einer „Umwegkommunikation“ zurückgreifen und Antisemitismus als virulenten Antiamerikanismus codieren. Kennzeichnend ist dabei die Fokussierung auf George Soros. In ihm kulminieren antisemitische, antiamerikanische und globalisierungskritische Projektionen, handelt es sich bei ihm doch um einen besonders erfolgreichen amerikanischen Investor jüdisch-ungarischer Herkunft und Holocaustüberlebenden. Der „Kinderfresser Soros“ ist gegenwärtig auch Teil von Covid-19-Verschwörungstheorien.

© Bwag/Commons

Pro-Gaza-Demo vom 20. Juli 2014 in Wien: Die zahlreichen Türkeifahnen lassen auf eine rege Beteiligung von Personen mit türkischer Migrationsgeschichte schließen.

ISRAELBEZOGENER ANTISEMITISMUS IN ÖSTERREICH IST KEIN NEUES PHÄNOMEN

Israelbezogener Antisemitismus liegt dann vor, wenn sich Kritik am Staat Israel mit Judenfeindlichkeit verbindet. Gerade in dieser Form überlappen sich verschiedene traditionelle und sekundäre Formen der Feindschaft gegenüber Juden und Jüdinnen. Zu erwähnen sind diesbezüglich vor allem Vergleiche der israelischen Palästinenserpolitik mit dem NS-Regime und Bezugnahmen auf antisemitische Verschwörungstheorien.

Mediale Debatten um antisemitische und nicht-antisemitische Kritik an Israel gibt es in Österreich bereits seit den 1970er Jahren. Dem damaligen Bundeskanzler Bruno Kreisky kam hierbei sowohl auf nationaler als auch auf internationaler Ebene eine zentrale Rolle zu. Trotz seiner kritischen Haltung zur israelischen Politik gegenüber PalästinenserInnen, die auch im Kontext innerjüdischer Debatten gesehen werden muss, stellte er Israel als Staat aber nie in Frage oder bediente sich NS-Vergleichen.

Schon in den 1980er Jahren verglichen KritikerInnen die israelische Politik mit dem NS-Regime, allerdings ist hierbei zwischen sehr unterschiedlichen Motiven und zugrundeliegenden Ideologien zu differenzieren: (a) Das Hauptmovens rechtsextremer IsraelkritikerInnen ist deren antisemitisches Weltbild. In der Kritik an Israel finden sie ein Ventil, ihren Antisemitismus auszudrücken. Kommt es zu NS-Vergleichen in dieser Gruppe, so dienen diese i.d.R. der Schuldabwehr und Verharmlosung der NS- ›

An die Stelle von offenem Antisemitismus tritt „Umwegkommunikation“

Verbrechen. (b) Das Hauptmovens propalästinensischer linker und später auch muslimischer Gruppierungen in Österreich hingegen liegt in deren Solidarität mit PalästinenserInnen, die teilweise mit Feindschaft gegenüber Juden und Jüdinnen einhergeht. Spielen sie auf NS-Vergleiche an, so ist damit üblicherweise nicht das Motiv einer Schuldabwehr verknüpft, sondern der Versuch, die Kritik an Israel emotional aufzuladen und ihr dadurch eine höhere Schlagkraft zu verleihen.

WENDEJAHR 2010

Gingen antisemitische Überzeugungen innerhalb der FPÖ i.d.R. mit antiisraelischen Positionen einher, folgte 2010 ein Wandel im Verhältnis zu Israel. Seither stellt sich die FPÖ hinter die israelische Politik und geriert sich als „Beschützerin der Juden“. Diese strategische Wende ist unter anderem mit dem Anliegen verknüpft, sich als regierungsfähige Partei zu präsentieren.

Zur gleichen Zeit fanden in Österreich die ersten bis zu 30.000 Personen umfassenden Großdemonstrationen gegen Israel statt, die unter anderem von muslimischen Verbänden organisiert wurden und eine große Anzahl türkischer bzw. muslimischer MitbürgerInnen mobilisieren konnten. Mit diesen reagierte man auf den „Ship-to-Gaza“-Zwischenfall 2010, bei dem neun türkische Aktivisten durch die israelische Marine getötet wurden, und auf den Gaza-Krieg 2014. Im Zuge dieser Demonstrationen kam es in einigen Fällen zu NS-Vergleichen, dem Vorwurf, Israel sei ein Kindermörder und auch zur Negierung des Existenzrechtes Israels. Damit wurden nun auch in Österreich Debatten um Antisemitismus unter MuslimInnen entfacht. Die FPÖ wiederum, die sich seit dem Jahr 2004 einer muslimfeindlichen Rhetorik bedient, befeuerte diese Vorwürfe und verstand es, diese geschickt für Wahlkämpfe zu nutzen. Sie konnte damit vom Antisemitismus in den eigenen Reihen ablenken und auch Salonfähigkeit für die angestrebte Regierungsbeteiligung demonstrieren.

Umfragen der letzten Jahre weisen auf einen vergleichsweise hohen israelbezogenen Antisemitismus – insbesondere unter MuslimInnen mit arabischen, türkischen oder bosnischen Migrationsgeschichten – hin. So stimmten in einer Umfrage aus dem Jahr 2018 65 % der 300 Befragten mit türkischer Migrationsgeschichte NS-Vergleichen zu. (siehe Infobox)

© Personenkomitee Stolpersteine

Angriff auf die Erinnerungskultur: Rechtsextreme beschädigten 2013-2014 über 60 Stolpersteine in der Stadt Salzburg, die großteils für Juden und Jüdinnen verlegt wurden.

FAZIT

Antisemitische Vorurteile weisen nach wie vor eine gewisse Verbreitung in der österreichischen Bevölkerung auf. Als besonders hartnäckig haben sich Varianten des traditionellen Antisemitismus erwiesen. Eine große Herausforderung stellt zudem die Komplexität des israelbezogenen Antisemitismus dar. Gleichzeitig findet sich aber auch eine starke kritische Zivilgesellschaft, die judenfeindliche Handlungen verurteilt und anti-antisemitische Bildungsarbeit großschreibt. △

Weiterführende Lektüre zu Antisemitismus in Österreich von 1945 bis 2018:

Helga Embacher/Bernadette Edtmaier/ Alexandra Preitschopf, Antisemitismus in Europa. Fallbeispiele eines globalen Phänomens im 21. Jahrhundert, Wien 2019.

Aktuelle Studie zur Verbreitung antisemitischer Anschauungen in Österreich 2018: Eva Zeglovits/Paul Unterhuber/Franz Sommer, Antisemitismus in Österreich 2018. Analysebericht, Wien 2019.

Autorin: Bernadette Edtmaier studierte Geschichte und Bildnerische Erziehung in Salzburg und schloss kürzlich ihre Dissertation zum Thema „Bilder über Juden und Jüdinnen unter Jugendlichen in Österreich“ ab.

DIE „AFFÄRE BORODAJKEWYCZ“

EIN WENDEPUNKT IN DER GESCHICHTE DES ANTISEMITISMUS AN ÖSTERREICHISCHEN UNIVERSITÄTEN?

© B. Pflaum / Imagno / picturedesk.com; APA 19650330_PD0003 (RM).

1965: Demonstration gegen Taras Borodajkewycz

Hochschulen und Universitäten waren in Österreich traditionell Vorreiter einer sowohl wissenschaftlich verbrämten als auch militanten Judenfeindschaft. Die „Affäre Borodajkewycz“ stellte 1965 zwar einen wichtigen Wendepunkt in der Geschichte des akademischen Antisemitismus dar; Alexander Pinwinkler führt im Folgenden aber aus, dass Antisemitismus ein politisch wandlungsfähiges Phänomen ist und bis heute auch im akademischen Milieu weiterhin existiert. ›

Der Skandal um den Wiener Wirtschaftshistoriker Taras Borodajkewycz, der in seinen Vorlesungen an der damaligen Hochschule für Welthandel aus seiner ungebrochenen nationalsozialistischen Gesinnung keinen Hehl machte, erschütterte Mitte der 1960er-Jahre die österreichische Öffentlichkeit. Neben anderen spielte hierbei auch der Kabarettist Gerhard Bronner eine Rolle, der mitgeschriebene antisemitische Aussagen Borodajkewycz' in seiner satirischen TV-Sendung „Zeitventil" verarbeitete. Die Sendung wurde am 18. März 1965 ausgestrahlt und hatte die Form eines fiktiven Interviews mit dem Professor. Dessen einschlägigen Äußerungen erlangten damit eine größere öffentliche Aufmerksamkeit. Als Borodajkewycz wenige Tage später eine Pressekonferenz abhielt und dort unter dem Beifall versammelter Burschenschaftler stolz erklärte, er sei damals freiwillig in die NSDAP eingetreten, eskalierte die schon seit längerem brodelnde Affäre.

Es kam zu Demonstrationen in der Wiener Innenstadt, bei denen Anhänger Innen und GegnerInnen Borodajkewycz' teils gewaltsam aufeinandertrafen. Bei einer dieser Kundgebungen wurde am 31. März 1965 der damals 67-jährige Ernst Kirchweger vom rechtsextremistischen Studenten Günther Kümel, der dem Ring Freiheitlicher Studenten (RFS) angehörte, niedergeschlagen und dabei so schwer verletzt, dass er zwei Tage später seinen Verletzungen erlag. Kirchweger, der in der NS-Zeit kommunistischer Widerstandskämpfer gewesen war, gilt seither als das erste politische Todesopfer in der Geschichte der Zweiten Republik. Am folgenden Schweigemarsch, mit dem sich das offizielle Österreich zum Antifaschismus bekannte, nahmen ca. 25.000 Menschen teil. Kümel wurde im Oktober 1965 zu zehn Monaten Haft verurteilt. Borodajkewycz, der die Affäre mit seinen Aussagen ausgelöst hatte, wurde 1966 bei vollen Bezügen in die Zwangspension verabschiedet.

Die Staatsdoktrin der „Opferthese" hatte maßgeblichen Anteil an der fehlenden Aufarbeitung der antisemitischen Exzesse.

Die „Affäre Borodajkewycz" sorgte nicht nur in Österreich selbst, sondern auch international für Aufsehen. Sie bewog den bedeutenden Rechtswissenschaftler Hans Kelsen dazu, die Einladung der Universität Wien zur Teilnahme an den Feierlichkeiten zu deren 600. Jubiläum zurückzuweisen. Er konnte nur mit Mühe dazu bewegt werden, als Ehrengast der Bundesregierung doch noch nach Wien zu kommen. Kelsen war der aus Österreich emigrierte Mitautor der demokratischen Verfassung von 1920, der selbst ins Visier der antisemitischen Hetztiraden Borodajkewycz' geraten war. 1967 wurde ihm ein Ehrendoktorat der Universität Salzburg verliehen, welches sein Biograph Rudolf A. Métall stellvertretend für Kelsen entgegennahm.

ANTISEMITISMUS AN ÖSTERREICHISCHEN UNIVERSITÄTEN – EINE UNHEILVOLLE TRADITION

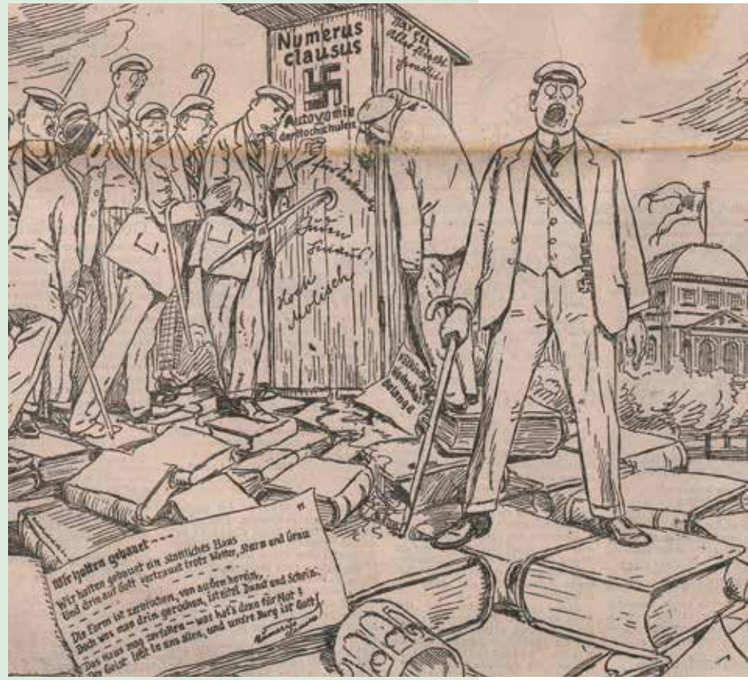
Der US-amerikanische Historiker Bruce F. Pauley bescheinigte dem österreichischen Antisemitismus im Jahr 1993, dass dieser „eine Art nationale Tradition" darstelle. Begünstigt worden sei er vom Kultur und Mentalität prägenden Einfluss der katholischen Kirche, der im internationalen Vergleich verspäteten ökonomischen und sozialen Entwicklung und der überwiegend bäuerlichen und kleinstädtischen Bevölkerungsstruktur sowie von der Schwäche des Liberalismus.

Der tradierte christliche Antijudaismus in Österreich wurde in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts von einem rassistisch argumentierenden Antisemitismus überlagert und dabei auch radikalisiert. Vor allem der christlichsoziale Wiener Bürgermeister Karl Lueger agitierte um 1900 als Katalysator der latent vorhandenen Feindschaft gegen Juden und Jüdinnen. Der Antisemitismus drückte sich in Hetze und Propaganda aus, ein entsprechendes Regierungshandeln blieb in der Monarchie jedoch aus. Einen wissenschaftlich verbrämten Antisemitismus hatte bereits der Chirurg Theodor Billroth in seinem 1876 publizierten Werk „Über das Lehren und Lernen der medizinischen Wissenschaften an den Universitäten" vertreten, in welchem Billroth die „ungarische[n] und galizische[n] Juden" als „stark degeneriert" und einer „geistigen und körperlichen Verkommenheit" entgegengehend charakterisierte.

Diesen vorgeblich wissenschaftlich fundierten Antisemitismus griffen die völkischen Studentenverbindungen begeistert auf und setzten ihn in Form von Arierparagraphen, die sie in ihre Statuten aufnahmen, in die Praxis um. Den Anfang machte die Wiener „Libertas", die bereits 1878 Juden die Aufnahme in ihre Verbindung verweigerte. Der deutschnationale Politiker Georg von Schönerer bezeichnete 1887 den Antisemitismus im Reichsrat „als einen Grundpfeiler des nationalen Gedankens", ja, „als größte nationale Errungenschaft dieses Jahrhunderts" überhaupt.

An den Universitäten und Hochschulen gingen die völkisch-deutschnationalen Burschenschaften nach dem Ersten Weltkrieg so militant gegen Andersdenkende und Juden und Jüdinnen vor, dass bereits 1921 im Nationalrat von deren „terroristischer Herrschaft" die Rede war. Der Schriftsteller Stefan Zweig hat den völkischen Corpsstudenten, „die unter dem Schutz der akademischen Immunität einen Prügelterror ohnegleichen etablierten", in seiner Autobiographie „Die Welt von gestern" mehrere Absätze gewidmet. Noch 1962 wurde dieser Prügelterror in einer burschenschaftlichen Festschrift als „Reibungen mit Ost-Juden" verharmlost. Die Hochschulen seien „durch Ostjuden überflutet" worden, und man habe gegen die „bolschewistische Gefahr" vorgehen müssen.

Die gewalttätigen Corpsstudenten standen an den Universitäten allerdings nicht alleine, denn sie genossen die teils offene, teils verdeckte Unterstützung großer Teile der Professorenschaft. So sorgte der Rektor der Universität Wien, Wenzeslaus Graf Gleispach, 1930 für ein neues Studentenrecht „auf volksrechtlicher bzw. deutsch-arischer Grundlage", welches die Studierenden in vier „Nationen" unterteilen sollte. Neben die „deutsche" trat demnach die „nichtdeutsche (jüdische)" „Nation". Eigene Kategorien waren für die „gemischte" sowie „andere" Studierendennationen vorgesehen. Der Verfassungsgerichtshof hob die „Gleispach'sche Studentenordnung" im Juni 1931 zwar auf; Gleispach hatte damit aber bereits deutlich vor der „Machtergreifung" der NationalsozialistInnen in Deutschland ein antisemitisches Signal ausgesandt, das eine politisch verhängnisvolle Nachwirkung hatte. Neben dem offenen Antisemitismus, der die Diskriminierung als jüdisch stigmatisierter Studierender bezweckte, gab es allerdings auch verdeckte Zirkel antisemitischer und deutschnationaler Professoren. So sorgten etwa die Mitglieder des Netzwerks der „Bärenhöhle" durch Interventionen und Absprachen ab Anfang der 1920er-Jahre dafür, dass jüdische oder politisch links orientierte WissenschaftlerInnen an der Universität Wien nicht habilitiert oder berufen wurden. Die massenhafte Vertreibung jüdischer Studierender und Lehrender an den österreichischen Hochschulen und Universitäten im Zuge des „Anschlusses" 1938 hatte also eine Vorgeschichte, an die die NationalsozialistInnen mühelos anknüpfen konnten.



„Die Wacht am Numero Clausett", völkisch-nazistische Karikatur, 1927

ANTISEMITISMUS AN ÖSTERREICHISCHEN UNIVERSITÄTEN NACH DER „AFFÄRE BORODAJKEWYCZ" – EIN RANDPHÄNOMEN?

In den Jahrzehnten nach 1945 hatte die österreichische Staatsdoktrin der „Opferthese" einen maßgeblichen Anteil an der weithin fehlenden Aufarbeitung der antisemitischen Exzesse an den Universitäten und Hochschulen der Zwischenkriegs- und NS-Zeit. Dies führte nicht nur dazu, dass nach Abschluss der justiziell-bürokratischen Entnazifizierung viele ehemalige NS-Parteigänger unter den Professoren wieder in akademische Ämter und Würden einrückten. Sie bewirkte auch, dass es vertriebenen und emigrierten Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen in der Nachkriegszeit vielfach unmöglich gemacht wurde, ihre früheren beruflichen Positionen wiederzuerlangen. ›

In der österreichischen Bevölkerung waren antisemitische Geisteshaltungen und Stereotypen auch nach der politischen Zäsur von 1945 weit verbreitet und wurden teils auch offen kommuniziert. Nur allmählich wurde der Antisemitismus in der Öffentlichkeit tabuisiert und als ein rechtsradikales Randphänomen gedeutet. Antisemitische Überzeugungen verlagerten sich selbst in offiziellen Erklärungen auf bestimmte Codes – wie sie etwa die Begriffe „Ostküste“ oder „Wallstreet“ anspielungsreich symbolisierten. Die offen rassistische Version des Antisemitismus verlor hingegen weitgehend an Einfluss. „Rassentheoretische“ Begründungen antisemitischen Denkens und Handelns blieb meist nur mehr einigen deutschnationalen Burschenschaften vorbehalten, die den „Arierparagraphen“ selbst nach 1945 weiterhin hochhielten.

Prügelterror unter dem Schutz der akademischen Immunität.

Zwanzig Jahre nach dem Ende des NS-Terrors führte die „Borodajkewycz-Affäre“ sowohl hochschulpolitisch als auch in einer breiteren Öffentlichkeit zu einem ersten wichtigen Einschnitt. Die Debatte um Borodajkewycz wurde wesentlich von kritischen Studierenden vorangetrieben. Sie sorgte für eine erste Auseinandersetzung mit der Involvierung der österreichischen Gesellschaft in den Nationalsozialismus. Dieser Skandal hatte zudem zur Folge, dass der Rechtsextremismus an den österreichischen Universitäten deutlich zurückging und die Studierendenpolitik der Neonazis weitgehend an Bedeutung verlor.

In diesem Zusammenhang sollte auch darauf hingewiesen werden, dass ein spezifisch „linker“ Antizionismus, der sich von manifestem Antisemitismus nicht immer leicht trennen lässt, in der politischen Linken innerhalb und außerhalb der Universitäten seit den 1960er- und 1970er-Jahren nicht ohne Resonanz blieb. Antikoloniale und antiimperialistische Positionen verbanden sich in der „Neuen Linken“ mit Antizionismus und pro-palästinensischem Engagement. Andererseits wurde und wird innerhalb dieser Szene auch gegen Antisemitismus vorgegangen. Diesem Engagement ist es etwa zu verdanken, dass antisemitische Kampagnen wie „Boycott – Divestment – Sanctions“ (BDS), die Israel als „Apartheidstaat“ denunzieren, in Österreich bislang kaum Fuß fassen konnten. Bei jeder neuerlichen Eskalation des Nahostkonfliktes zeigt sich aber, wie rasch auch linksorientierte politische Gruppierungen wieder in stereotype antisemitische Muster zurückfallen können.

Letzteres gilt auch für die sich selbst als „bürgerlich“ verstehende politische Mitte, wie zuletzt in den vergangenen Jahren an der Universität Wien deutlich wurde. So sei hier nur an den 2017 bekanntgewordenen Skandal rund um Funktionäre der VP-nahen Aktionsgemeinschaft (AG) am Wiener Juridicum erinnert, die in geheimen Chatgruppen antisemitische und menschenverachtende „Witze“ austauschten. Und im Herbst 2019 wurde öffentlich bekannt, dass sich Studierende der Physik-Fakultät der Universität Wien in WhatsApp-Gruppen, die zumindest 80 Mitglieder hatten, mit „Witzen“ über den Holocaust, Vergewaltigung und behinderte Menschen sowie Hetze gegen Minderheiten einen mehr als fragwürdigen „Zeitvertreib“ gesucht hatten.

Der Schluss, der hieraus gezogen werden muss, liegt auf der Hand: Offener Antisemitismus an den österreichischen Universitäten und Hochschulen mag heute zwar keine offizielle Politik mehr darstellen. Feindschaft gegenüber Juden und Jüdinnen in ihren unterschiedlichsten Ausformungen grassiert jedoch weiterhin auch an akademischen Bildungsstätten. Sie ist damit kein historisch „abgeschlossenes“ Kapitel. Vielmehr muss sie mehr denn je als ein wandelbares Phänomen, das in allen gesellschaftlichen und politischen Gruppierungen und Bildungsschichten verbreitet ist, im Auge behalten und auch klar bekämpft werden. △

Literaturhinweise:
Helga Embacher/Bernadette Edtmaier/Alexandra Preitschopf, Antisemitismus in Europa. Fallbeispiele eines globalen Phänomens im 21. Jahrhundert, Wien 2019.

Alexander Pinwinkler, Die „Gründergeneration“ der Universität Salzburg. Biographien, Netzwerke, Berufungspolitik, 1960-1975, Wien-Köln-Weimar 2020.

Klaus Taschwer, Hochburg der Antisemitismus. Der Niedergang der Universität Wien in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Wien 2015.

Autor: Alexander Pinwinkler ist Privatdozent für Zeitgeschichte an der Universität Wien und Lehrbeauftragter an der Universität Salzburg.

ANTISEMITISMUS IM „POST-FAKTISCHEN ZEITALTER“

Fake News, Verschwörungsfantasien und Hetze gegen Minderheiten ergeben im digitalen Zeitalter eine besonders gefährliche Mischung. Sie folgen einem alten Muster, nach dem Antisemitismus immer schon funktioniert hat. Dabei werden kulturelle Grenzen immer fließender.

Ein Beitrag von Christian Schüller.

›

Fantasien werden zu Tatsachen erklärt. Tatsachen werden als Fantasien abgetan, oder zumindest abgewertet.

„Ich bin die am wenigsten antisemitische Person, die Sie in Ihrem ganzen Leben gesehen haben!“, sagte Donald Trump bei seiner ersten Pressekonferenz als US-Präsident. Ein Reporter hatte ihn gefragt, warum er sich im Wahlkampf mit einer Reihe bekannter Antisemiten umgeben habe. Mit seiner Antwort wollte Trump wohl weder JournalistInnen überzeugen, noch amerikanische Juden und Jüdinnen, die traditionell zu siebzig Prozent DemokratInnen wählen. Viel eher war seine Botschaft an die eigene WählerInnenschaft gerichtet. Sie lässt sich etwa so übersetzen: „Lasst Euch niemals vorwerfen, dass Ihr etwas Antisemitisches gesagt habt. Wer das behauptet, tut UNS Unrecht!“

Vor einer Gruppe jüdischer Geschäftsleute griff Trump drei Jahre später ungeniert in den Topf antisemitischer Klischees. Er wisse zwar, dass die Damen und Herren ihn nicht mögen, sagte Trump sinngemäß, aber es würde ihnen nichts anderes übrigbleiben, als beim nächsten Mal IHN zu wählen. Denn Profit sei doch das Einzige, was für sie zähle.

Wieder war die Botschaft nicht an die Anwesenden gerichtet, sondern an die eigene AnhängerInnenschaft. Sie lautete: Euer Präsident muss sehr mutig sein, denn er legt sich sogar mit Juden und Jüdinnen an (Subtext: obwohl die so mächtig seien). Im Hintergrund schwang noch etwas Anderes mit: Juden und Jüdinnen entscheiden nicht, wie andere AmerikanerInnen, nach dem Wohl unseres Landes, sondern nur nach ihren materiellen Interessen.

NEUER NAME, ALTE TECHNIK

Diese beiden Beispiele beschreiben nicht nur Donald Trumps verstörenden Umgang mit jüdischen MitbürgerInnen. Sie illustrieren auch ein Phänomen, das seit einigen Jahren als *post truth* bezeichnet wird, oder auch als post-faktisches Zeitalter. Eine Mischung aus Ressentiment, Unterstellung und Schuldumkehr, die besonders häufig auf Kosten von Minderheiten geht: von ZuwandererInnen, Homosexuellen, Schwarzen und Juden und Jüdinnen. Mit ähnlichen Mitteln hat in Großbritannien die erfolgreiche Kampagne für den Brexit gearbeitet, und eine Reihe rechtsnationaler PolitikerInnen in Ost- und Westeuropa treibt damit ihre GegnerInnen vor sich her. Kennzeichnend für die post truth-Gesellschaft sei, dass Identität und Emotion zunehmend an die Stelle von Fakten treten, stimmen PolitikwissenschaftlerInnen überein. Es komme nicht nur darauf an, dass falsche Behauptungen aufgestellt werden. Entscheidend sei, dass die Grenze zwischen Meinung und Tatsachen zunehmend verwischt werde.

So beunruhigend dieser Trend zur Gegenaufklärung auch sein mag – für Juden und Jüdinnen ist das nichts Neues. Nach dem gleichen Muster hat der Antisemitismus jahrhundertelang funktioniert, und das in Ost und West. Manchmal offen, manchmal in verdeckter Form, je nach den politischen Umständen. Oft wirken antisemitische Parolen gerade durch das, was sie weglassen. So ist in russischen Zeitungen mit der Corona-Pandemie wieder ein altbekannter Satz aufgetaucht, der in wenigen Worten eine ganze Weltanschauung ausdrückt: „Irgendjemandem wird das schon nützen“ (Это кому-то выгодно). Russische Juden und Jüdinnen verstehen sofort, dass sie gemeint sind.

Die Vermischung von Fakten und Emotionen spielt gerade im Internet eine große Rolle.

Die Phrase trägt noch den Stempel der Sowjetunion, als Antisemitismus offiziell verboten war, Sündenböcke aber doch gebraucht wurden. Mögen sich die Ärgernisse des russischen Alltags im Lauf der Zeit geändert haben, von den einstigen Versorgungsengpässen der Planwirtschaft bis zur aktuellen Corona-Krise – der Spruch bleibt unverändert. Auch wenn er manchmal in Frageform gekleidet wird: „Wem das wohl nützen wird?“

Wie bei einer russischen Puppe werden hier gleich mehrere Behauptungen ineinander verschachtelt. Eigentlich dürfe man Juden und Jüdinnen nicht beim Namen nennen. Eine Schicht darunter liegt die Unterstellung, dass diese angeblich namenlose Gruppe von den Problemen der „NormalbürgerInnen“ nicht betroffen sei. Im Kern steckt der Vorwurf, dass diese Namenlosen die Krise verursacht hätten. Und über das Ganze wird die Behauptung gestülpt, dass man die wirklichen Zusammenhänge nie erfahren werde, weil diese kleine Gruppe weltweit die Medien beherrsche.

DIE OHNMACHT DER AUFKLÄRERINNEN

Die gleiche Art von Rhetorik hat der ungarische Regierungschef Viktor Orbán benützt, um die Flüchtlingsbewegung von 2015 als Intrige gegen sein Land darzustellen, gesponnen von einem einzigen jüdischen Geschäftsmann. Auch Orbán brauchte sich nicht zu rechtfertigen. Im Gegenteil: Wer nach Beweisen für seine Behauptung verlangte, erwies sich damit als Komplize jener Gruppe, die „Ungarn schlecht machen will“.

Fantasien werden zu Tatsachen erklärt. Tatsachen werden als Fantasien abgetan, oder – wo es nicht möglich ist, sie gänzlich zu leugnen – zumindest abgewertet. Im Fall des Holocaust haben IdeologInnen der amerikanischen Rechten einen neuen, wirksamen „Spin“ entwickelt, ganz im Sinne des „post-faktischen“ Denkens: Die Verbrechen der Nazis werden nicht mehr ausdrücklich geleugnet, sondern einfach für irrelevant erklärt. Wie der rechtskonservative Philosoph Greg Johnson in seinem Buch „New Right vs. Old Right“ ausführt: „Historische Fakten, was immer sie auch seien, sollen uns nicht abschrecken!“ Subtext: Wer sich mit dem Holocaust beschäftigt, ist ein Angsthase.

Amerikanische JournalistInnen, die sich um Sachlichkeit bemühen, geraten zunehmend in die Defensive, und das nicht nur, weil auch sie oft öffentlich angegriffen werden. In den Kommentarspalten von New York Times und Washington Post wird darüber diskutiert, ob es denn sinn- ›

voll sei, den zahlreichen Lügen und Untergriffen des Präsidenten so viel Raum zu geben. Doch im Zweifelsfall entscheidet die Auflage.

Auch in Österreich haben liberale Medien den Aufstieg rechtsnationaler PolitikerInnen mit viel kritischer Aufmerksamkeit begleitet, und damit zu deren Erfolg beigetragen. Auch wenn der Begriff „post-faktisch" zu Zeiten Jörg Haiders noch nicht im Umlauf war, so provozierte der damalige Star der Neuen Rechten gekonnt mit der Vermischung von Fakten und Meinung. Antisemitische Anspielungen lagen ihm immer auf der Zunge.

Der kurze Rückblick in die 1980er Jahre scheint hier angebracht. Denn auch damals taten sich viele liberale BeobachterInnen schwer damit, die AnhängerInnenschaft populistischer PolitikerInnen einzuschätzen. Alte Muster von links und rechts schienen nicht mehr zu passen. Warum zählten überprüfbare Fakten für diese Koalition der WutbürgerInnen weniger als die emotionale Bindung an eine Führerfigur? Welche Rolle spielte die verdrängte Nazi-Vergangenheit Österreichs? Oder ging es um etwas ganz Anderes?

FLIEßENDE GRENZEN

Internet und soziale Medien erlauben uns heute mehr Einblick in Reaktionen und Befindlichkeiten unserer ZeitgenossInnen. So hat die Berliner Linguistin Monika Schwarz-Friesel in einer breit angelegten Studie antisemitische Inhalte im Internet untersucht. Abwertende Stereotypen über Juden und Jüdinnen würden in den letzten Jahren deutlich zunehmen, fand sie heraus – und zwar bei „rechten, linken, sich in der Mitte sehenden, muslimischen, gebildeten oder ungebildeten Menschen". Die Sprache werde immer radikaler. Ideologische Grenzen seien fließend, neue Allianzen entstehen, stellt die Forscherin fest.

Die Vermischung von Fakten und Emotionen spielt gerade im Internet eine große Rolle. Wut verbreite sich im Netz besonders rasch, meint dazu die Internet-Expertin Ingrid Brodnig. Postings, die emotionalisieren, erhalten in der Regel mehr Klicks und mehr Reaktionen, und die Algorithmen der sozialen Medien fördern Inhalte, die viel Resonanz bekommen. So entstehen offenbar Wutblasen. Dabei scheinen antisemitische Hassgefühle weitgehend unabhängig davon zu sein, ob man Juden oder Jüdinnen kennt. Negative Gefühle verbinden.

IDENTITÄT: FAKTUM UND FANTASIE

Oft wird unsere Gesellschaft als eine Art Fußballfeld dargestellt, auf dem verschiedene geschlossene Mannschaften gegeneinander antreten – Identität A gegen Identität B. Aber verschleiert der Begriff Identität nicht mehr als er erklärt? Die Philosophin Isolde Charim schreibt in ihrem Buch „Ich und die Anderen", dass man Identität heute nicht mehr als feste Tatsache ansehen könne, sondern eher als eine Fantasie. In einer globalisierten und vernetzten Welt sei eine „volle Identität" gar nicht möglich. „Es gibt keine selbstverständliche Kultur, keine selbstverständliche Zugehörigkeit mehr. Und das ist eine einschneidende Veränderung."

Identität sei für viele nicht mehr als ein Wunsch, und zugleich etwas, das man anderen Gruppen zuschreibe. So würden MuslimInnen vielfach deshalb abgelehnt, weil ihnen unterstellt würde, sie hätten eben „hundertprozentige, eindeutige Identitäten". Doch tatsächlich haben MuslimInnen im Westen unterschiedliche und teilweise widersprüchliche Zugehörigkeiten miteinander zu verbinden. Das Gefühl von „Ganzheit" (Identität) lässt sich nicht erzwingen.

Gerade diese Zerrissenheit macht muslimische Jugendliche im Westen trotz aller Aufklärungsbemühungen für Verschwörungsfantasien empfänglich. Zwar werden junge MigrantInnen in der Schule von engagierten LehrerInnen ausführlich über die Schrecken der Shoah unterrichtet. Das soll Empathie für die Opfer wecken. Gleichzeitig werden den SchülerInnen aber Juden und Jüdinnen als kompakte Gruppe präsentiert, die aufgrund ihres starken Zusammenhalts jahrtausendelange Verfolgung überstanden habe, und noch dazu einen erfolgreichen Staat aufbauen konnte. Dieses heroische Bild ist wohl kein Spiegel, in dem sich junge MuslimInnen selbst erkennen. Dabei geht oft unter, dass gerade Juden und Jüdinnen Generation für Generation mit der Suche nach Zugehörigkeit zu kämpfen haben.

Dass nicht überall Identität drinnen ist, wo Identität draufsteht, gilt auch für die selbsternannten Helden des post-faktischer Zeitalters und macht sie wütend. Fürchten Trump und Orbán die Stärke der jüdischen und muslimischen Bevölkerung nicht deshalb, weil sie sich selbst ohnmächtig fühlen? Schließlich lassen Staaten und Nationen sich nicht mehr lenken wie in ihrer kindlichen Machtfantasie. Ihre Wutausbrüche werden von Anderen, die sich ohnmächtig fühlen, für Stärke gehalten. So wirkt Identitätspolitik wie ein Pyramidenspiel, bei dem es am Ende nur VerliererInnen gibt.

ZURÜCK ZUR WIRKLICHKEIT?

Gibt es einen Weg zurück in die politische Wirklichkeit, abseits von Fake News und post-faktischen Verzerrungen? Vielleicht sollten wir in aller Bescheidenheit damit beginnen, unseren Blick auf die tatsächlichen Bruchlinien der heutigen Gesellschaft zu schärfen. Die verlaufen nämlich, wie Isolde Charim schreibt, nicht mehr zwischen verschiedenen Religionen und Kulturen, sondern quer, „durch alle Religionen und Kulturen hindurch". △

Literaturhinweise:
Doron Rabinovici/Christian Heilbronn/Natan Sznaider, Neuer Antisemitismus? Fortsetzung einer globalen Debatte, Berlin 2019.

Besondere Empfehlung des Autors zum Thema des Beitrags: die darin enthaltenen Aufsätze von Monika Schwarz-Friesel: Judenhass 2.0 und von Ingrid Brodnig: Im Netz der Antisemiten.

Isolde Charim, Ich und die Anderen. Wie der neue Pluralismus uns alle verändert, Wien 2018.

Foto: privat

Autor: Christian Schüller arbeitet seit 1977 für den ORF und war unter anderem als Korrespondent in den USA, in der ehemaligen Sowjetunion, in Lateinamerika, im Iran und in der Türkei tätig. Aktuell gestaltet er für die Sendungen Am Schauplatz, Weltjournal und Kreuz und Quer Dokumentationen. Er ist zudem stellvertretender Obmann des Vorstands des Jüdischen Instituts für Erwachsenenbildung.

DON'T PLAY WITH HIM – HE'S A JEW

My father, Moshe Frumin, is a "Bricha" (escape) boy. Escape during and after that War (World War II). Without a home, without a father, without a childhood.

by Moshe Frumin (sculptor) and Inbal Gildin (designer).
A father and his daughter

This text has been translated from Hebrew to English by Gal Talit.

My father recalls events and memories from his childhood and with them creates new beginnings every day, with a strong sense of choosing life, believing that you must keep on going, or in his case, running...

We chose to share with you:
1) three memories of anti-Semitism after World War II
2) a story of rebirth and
3) a project of hope

MEMORY #1: DON'T PLAY WITH HIM – HE'S A JEW
Wałbrzych (Waldenburg), Poland. End of World War II. When we returned to our apartment after the war, strangers were living there. Someone arranged for us to live in the apartment of a Nazi who had been deported from Poland. It was a fancy apartment. In the same building lived a family with a young child. His parents wouldn't let him play with me and certainly not talk to me. One day, when we were both alone in the building, he called me and took me by the hand to his room. There were nothing but electric trains ›

And all the while messengers keep
Running back and forth
To my childhood to retrieve what I
Forgot or left behind
As if from a house that is about to be
Demolished,
Or like Robinson Crusoe, from the
Slowly sinking ship
To the island – so I salvage from my
Childhood provisions and memories
For the next installment of my life

YEHUDA AMICHAI –
ISRAELI POET

© Moshe Frumin

Moshe Frumin, Age 7

© Moshe Frumin

Moshe Frumin and Yehudit Frumin

in this room. The whole room was full of trains! A moment later his parents arrived and his mother was so angry with him and said, “Don’t play with him! He’s a Jew!”

MEMORY #2: NO MILK FOR JEWS
During the War, I was a baby, maybe two or three years old. When I was hungry, my mother always said to me, “When we return home, I’ll put a whole loaf of bread on the table and lots of milk and you can eat and drink as much as you want”. Usually, I fell asleep hungry.

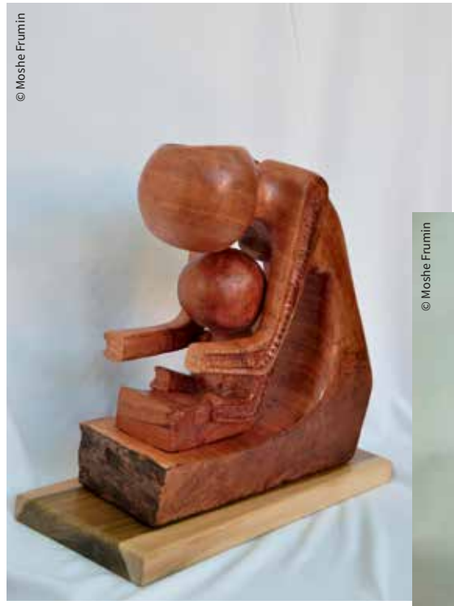
After the war, most people did not identify us as Jews. I was a blond little boy, my mother had blue eyes and we spoke fluent Russian. Every day my mother and I would go to a certain woman who owned a cow. Every day we bought milk from this woman. One day my mother went to the “kibbutz” to arrange our immigration to Israel. That day I went to the cow owner with my grandmother. My grandmother wasn’t blonde, nor did she have blue eyes. From that moment on, there was no more milk for us because she understood that we were Jews. There was no milk for Jews.

MEMORY #3: THE BARN
World War II was over. Six times we tried to illegally cross the border from Austria to Italy.

One of the times when we approached the border, we feared that the soldiers guarding the border had noticed us. The “Bricha” men managed to hide us in a barn. The gendarmerie soldiers chased us, entered the barn and started stabbing the haystacks with guns and bayonets. We sat there, behind the piles of hay, hearing the shouts, the jabs of bayonets inside the hay … You could never know if the next stab would hit you… I was six and a half years old and I remember that mother wrapped herself around me, so that if a bayonet came through the hay it would hit her first and not me. Yes, it was just survival.

© Inbal Gildin

Moshe Frumin and Inbal Gildin working together.


© Moshe Frumin

Mother protects

© Moshe Frumin

David’s Lyre

A STORY OF REBIRTH – “MY SWEET REVENGE”
In 2007, during the first Alpine Peace Crossing commemoration event, I gave Dr. Loeschner a miniature sculpture of David’s Violin and said: “Dear Dr. Loeschner, 3,000 years ago King David played this violin for Shaul when his spirit was down.

1,000 years later, Bar-Kochba (the leader of the Jewish revolt against the Romans) took David’s violin and engraved it on coins in the Land of Israel, to demonstrate his governance.

2,000 years later, I took Bar Kochba’s coin and sculpted David’s violin with it. And so passed three thousand years of the same land, the same nation and the same language. The Jewish nation is alive and thriving”.

PROJECT OF HOPE – TO PASS IT ON
So many stories that as a little girl sounded like so much fun, became, as I grew older, a painful understanding of a childhood which was no childhood and a long difficult journey under unimaginable conditions. In my doctoral research, I connect major “stations” in the journey of a Jewish refugee child to “Eretz (the Land of) Israel” after World War II, turning them into eight exhibits. The exhibits will constitute a portable Museal space for informal self-study of a historical event. A space where anyone can enter, experience and learn in a way that suits them.

This refugee is my father, Moshe Frumin.

For forty-something years now, I’ve been working with my father in his workshop. My father’s workshop is a place where everything is possible. You just need to dream it, say what you want and preferably prepare a sketch so you can actually see your dream, and then you just start creating. The workshop, our backyard warehouse, where my father is surrounded by piles of tools, is where he sculptures, creates and fulfills dreams. By working on the PhD project, I sought a way of connecting my family history with global history, combining theory and academia with artistic practice, education and technology. In this workshop, we found a way to work on this project together in order to pass on our family history to future generations. △

Authors:

© Moshe Frumin

Moshe Frumin
Holocaust survivor.
Born in Poland, 1939. Moshe was a refugee for eight years in Europe. He spent about a year in the "Givat Avoda" camp in Saalfelden, Austria. He arrived in Israel in 1948, after spending a year in the detention camps in Cyprus. Moshe is a multidisciplinary artist, sculptor (combination of wood, Plexiglas and lighting materials), photographer, monuments designer and restorer of ancient musical instruments from the Bible. His sculptures are on display in various museums around the world (The Jewish Museum in Melbourne, Australia; The Jewish Museum in Tulsa Oklahoma, USA; The Bible Lands Museum in Jerusalem; Muza Eretz Israel Museum in Tel-Aviv) and in private collections.

© Inbal Gildin

Inbal Gildin
Learning spaces and conference designer, visual theatre creator, researcher and lecturer. Doctoral student at the Faculty of Education at the University of Haifa. Researching the fields of informal learning, history museums and historical thinking. 2016 Silver Award Winner for Excellence in educational technology research at the University of Haifa. Winner of the OOBR Award for Excellence in theater design, off-Broadway, New York.

ANTISEMITISMUS IN DER CORONA-KRISE

Verschwörungsphantasien, die sich mit der Corona-Krise fast schneller als der Virus selbst ausbreiten, erweisen sich für Antisemitismus als äußerst anschlussfähig. Juden (Jüdinnen werden damit kaum assoziiert) gelten als Urheber und Profiteure des Virus; gleichzeitig relativieren ImpfgegnerInnen oder *White Supremacists* den Holocaust, indem sie sich auf Demonstrationen gegen Corona-Maßnahmen den Judenstern anheften.

Eine Analyse von Helga Embacher.

Laut einer kürzlich veröffentlichten Studie der University of Oxford glauben 40 Prozent der insgesamt 2.500 befragten Briten und Britinnen, dass mächtige Menschen das Corona-Virus bewusst verbreiten würden, um Kontrolle zu erhalten; 20 Prozent halten das Virus für eine Erfindung. Die britische Bevölkerung bildet aber keine Ausnahme. Der deutsche Kardinal Gerhard Ludwig Müller unterzeichnete beispielsweise ein Schreiben gegen Corona-Beschränkungen, in dem von Kräften die Rede war, die mit dem Virus bewusst Panik erzeugen würden, um eine jeglicher Kontrolle enthobene Weltregierung zu schaffen. In sozialen Netzwerken verbreiten sich Verschwörungstheorien – eigentlich Verschwörungsphantasien – fast schneller als das Virus selbst. Mit der Aufhebung der strengen Ausgangsbeschränkungen wurden auf Demonstrationen diverse Ängste sowie Feindbilder zum Ausdruck gebracht. Zumeist handelt es sich um sehr heterogene Gruppen, deren Bandbreite von 5G-GegnerInnen, ImpfgegnerInnen, um ihre demokratischen Rechte besorgte Bürger und Bürgerinnen bis hin zu Rechtsradikalen, Identitären und *White Supremacists* (in den USA) reicht.

Als einer der Haupturheber stand schnell der Microsoft-Gründer Bill Gates fest, der Gerüchten zufolge ein Patent auf das Virus habe und zur Hebung seines Reichtums alle zu einer Impfung zwangsverpflichten wolle. Oft ist auch nur von finsteren Mächten die Rede, die für ein Unheil, eine Krise oder Pandemie verantwortlich seien und die Menschheit beherrschen wollen. Derartige Verschwörungstheorien erweisen sich auch als anschlussfähig für Antisemitismus. Wie zu erwarten war, lebten mit der Corona-Krise auch antisemitische Stereotype und Weltverschwörungstheorien auf, ließen sich diese doch besonders gut mit den Corona-Verschwörungsphantasien verbinden. Im Folgenden wird auf drei wesentliche Ausprägungen näher eingegangen.

SOROS, ROTHSCHILD, ISRAEL, DIE JUDEN: ANTISEMITISCHE VERSCHWÖRUNGSTHEORIEN

Neben Bill Gates, der teilweise als Jude oder Freund von Juden bezeichnet wird, gelten George Soros (ungarischer Holocaustüberlebender, Philanthrop und Investor), die Rothschilds, Zionisten, Israel oder „die Juden“ als Urheber und Nutznießer der Pandemie. Auf einer „Hygienedemo“ in Stuttgart war beispielsweise auf einem Transparent zu lesen: „Polizisten! Macht

Screenshot aus einem Onlineshop.

Euch nicht zu Bütteln von Bill Gates, George Soros, David Rockefeller und ihren deutschen Statthaltern“. Diese Feindbilder mussten auch nicht neu erfunden, sondern lediglich reaktiviert werden. Insbesondere Soros avancierte seit der „Flüchtlingskrise“ von 2015 zum Code für eine jüdische Weltverschwörung. Für den ungarischen Premierminister Viktor Orbán, der als Erfinder des „Feindbildes Soros“ gilt, stand dieser unmittelbar nach Ausbruch der Corona-Krise als einer der zentralen Sündenböcke fest. In den USA verschickte Trumps Gesundheitssprecher Michael Caputo auf Twitter ein Foto von Soros mit der dazu lautenden Bildunterschrift: „The real virus behind everything“. Zudem vertrat er, dass Soros die Pandemie brauche, um eine politische Agenda zu promoten. Ähnliches warf er dem Ökonomen David Rothschild (er steht mit der französisch-britischen Bankiersfamilie in keinem Verwandtschaftsverhältnis) vor. Dieser hatte zuvor Trump wegen seines Corona-Krisenmanagements scharf kritisiert; Soros gilt ebenfalls als Trump-Kritiker und spendete an die Demokratische Partei.

Verschwörungstheorien bleiben häufig auch gesichtslos und spielen auf die angebliche generelle Macht von Juden an, denen finanzielle Bereicherung unterstellt wird. Laut der bereits zitierten Studie der University of Oxford glauben über 19 Prozent der befragten Briten und Britinnen, dass Juden das Virus erzeugt hätten, um damit zur eigenen finanziellen Bereicherung einen Zusammenbruch der Wirtschaft herbeizuführen; 80 Prozent stimmten nicht zu. Wie ein FBI intelligence report festhält, behauptete eine *White Supremacist* Gruppe, dass das Virus eine jüdische Erfindung wäre, um mit Impfungen reich zu werden. Corona-Kranke sollten daher Orte wie Synagogen (aber auch Moscheen) aufsuchen und dort das Virus verbreiten. In Ohio war auf einem Plakat eine Ratte mit der Karikatur eines stereotypischen jüdischen Gesichtes abgebildet. Der Text dazu lautete: „The real plague“. Gemeint ist damit, dass nicht das Corona-Virus, sondern die (imaginierte) jüdische Dominanz das wahre Problem sei. In diversen Postings wird Juden vorgeworfen, das Virus in Zusammenarbeit mit China in einem chinesischen Labour erfunden zu haben. Auf einem Cartoon, das orthodoxe Juden abbildet, war zu lesen: „It’s not Chinese. It’s the JEW FLU!” Darin zeigt sich die Anpassungsfähigkeit des Antisemitismus an neue gesellschaftliche Gegebenheiten.

Mächtige Menschen würden das Corona-Virus bewusst verbreiten um Kontrolle zu erhalten.

Besondere Verbreitung finden antisemitische Verschwörungstheorien in arabischen Ländern sowie in der Türkei und im Iran, wobei der ›

SCHWERPUNKT

Fokus auf Israel bzw. den Zionisten liegt, die mit den USA gemeinsame Sache machen würden. Fatih Erbakan, Vorsitzender der neu gegründeten Yeniden Refah Partisi, beschuldigte beispielsweise die USA und Israel, das Virus zur Sicherung ihrer Vorherrschaft aus strategischen Gründen auszubreiten. Der iranische Oberste Religionsführer Ayatollah Ali Khamenei verglich in seiner Rede anlässlich des Jerusalem Tages das „zionistische Regime“ mit Corona, das wie das Virus ausgelöscht werden sollte. Gleichzeitig rief er zur Unterstützung des palästinensischen Widerstandes auf. Die Rede ist sowohl im Kontext der Corona-Krise als auch der international sehr umstrittenen israelischen Bestrebungen, Teile des Westjordanlandes zu annektieren, zu sehen. Den PalästinenserInnen hat Khamenei damit allerdings keinen guten Dienst erwiesen.

RELATIVIERUNG UND INSTRUMENTALISIERUNG DES HOLOCAUST

Neben Verschwörungstheorien verbreiteten sich mit den staatlichen Corona-Verordnungen Relativierungen und Instrumentalisierungen des Holocaust. In Deutschland hefteten sich ImpfgegnerInnen auf sogenannten „Hygienedemos“ einen Davidstern mit der Aufschrift „ungeimpft“ an; das Symbol findet sich zudem auf T-Shirts und Stickern. Auch ein schwarz-weiß gehaltenes Plakat mit zwei Männern – dem Chef-Virologen der Berliner Charité Christian Drosten und Josef Mengele, als Arzt im NS-Vernichtungslager Auschwitz für menschenverachtende medizinische Experimente an Häftlingen verantwortlich – tauchte auf. Der Bildtext lautete: „Trust me, I’m a doctor“. Auf einer Kundgebung in München bezeichneten sich einzelne Personen als „Nachkommen der Sophie Scholl“; in Halle an der Saale wurden Bilder von Anne Frank gezeigt. Auch in den USA wurden auf Demonstrationen gegen „stay-at-home-orders“, die sich Großteils gegen demokratische GouverneurInnen richteten und von Trump zumindest verbal unterstützt wurden, häufig äußerst geschmacklose NS-Symbole gesichtet. In Michigan richtete sich der Zorn gegen Gouverneurin Gretchen Whitmer – von Trump zur Lieblingsgegnerin erkoren – die auf Plakaten mit Hitler („Heil Withmer“) verglichen und mit Hitlerbart und Hakenkreuz dargestellt wurde. In Illinois musste sich Gouverneur Jay Robert Pritzker, dessen Familie vor Pogromen in Europa geflüchtet war, Vergleiche mit Hitler und Abbildungen mit dem Hakenkreuz gefallen lassen. Für weitere Kritik sorgte in Illinois ein Transparent mit der Aufschrift „Arbeit macht frei“, eine Anspielung auf die zynische Aufschrift im Vernichtungslager Auschwitz, wo Menschen systematisch vergast und durch unmenschliche Arbeitsbedingungen vernichtet wurden.

Sticker wie dieser werden ebenfalls in diversen Onlineshops wie bspw. Amazon angeboten.

NS-Vergleiche und damit Holocaust-Relativierungen sind seit den 1990er Jahren mit der Enthistorisierung des Holocaust vermehrt zu beobachten. Indem der Holocaust zum Bösen schlechthin mutierte, sahen sich viele zu Vergleichen animiert, um größtmögliche Aufmerksamkeit für ihre Anliegen zu bekommen (z.B. AbtreibungsgegnerInnen oder GegnerInnen von nicht artgerechter Tierhaltung). Dieser bewusste Tabubruch ist allerdings eine Verhöhnung und Verletzung der tatsächlichen NS-Opfer und ihrer Nachkommen. Gleichzeitig besteht wenig Scheu, mit Rechtsradikalen, die den Holocaust verleugnen, gemeinsam auf die Straße zu gehen.

FEINDBILD JÜDISCHE ORTHODOXIE

Verärgert darüber, dass eine Gruppe ultra-orthodoxer Juden (auch als Haredim oder Chassidim bezeichnet) in Williamsburg/Brooklyn trotz einer verordneten Ausgangssperre eine große Beerdigung für einen Rabbi abgehalten hatte, twitterte der New Yorker Bürgermeister Bill de Blasio: „My message to the Jewish community, and all communities, is this simple (…) I have instructed the NYPD to proceed immediately to summon or even arrest those who gather in large groups.“ Die unglücklich gewählte Formulierung des an sich keineswegs antisemitischen Bürgermeisters, womit er die gesamte jüdische Community für die Verbreitung von Corona verantwortlich machte, hatte heftige Reaktionen linker bis rechter jüdischer Organisationen zur Folge, zumal die Situation schon sehr angespannt war: Zum einen wiesen einige orthodoxe Communities zu Beginn der Pandemie besonders hohe Zahlen an Erkrankten auf, zum anderen waren orthodoxe Juden und Jüdinnen in den letzten Jahren zunehmend antisemitischen Anfeindungen ausgesetzt. Laut einem Bericht der Anti-Defamation League (ADL) wurden 2019 vier orthodoxe Juden und Jüdinnen bei tätlichen Angriffen getötet: Eine Frau kam beim Angriff eines Rechtsradikalen auf eine orthodoxe Synagoge in San Diego ums Leben, zwei weitere jüdische (sowie zwei nicht-jüdische) Opfer gab es bei einem Anschlag auf einem koscheren Supermarkt in Jersey City, und ein Rabbiner erlag nach einem Überfall in seinem Haus während einer Chanukka-Feier seinen schweren Verletzungen. Mit der Corona-Krise mehrten sich dann vor allem in sozialen Medien Anschuldigungen, die die gesamte orthodoxe Community für die Verbreitung von Corona verantwortlich machten. Kommentatoren schlugen eine vorsorgliche Absonderung vom Rest der Community vor; andere wollten orthodoxen Juden und Jüdinnen als Strafmaßnahme jede medizinische Versorgung verweigern. Postings knüpften auch an traditionelle, bis ins Mittelalter zurückreichende antisemitische Vorurteile von den „schmutzigen Juden“, die Krankheiten übertragen würden, an. Antisemitismus blieb allerdings nicht nur auf das Netz beschränkt. In Goshen, einer Kleinstadt im Bundesstaat New York, verweigerte eine KFZ-Werkstätte einem orthodoxen Juden trotz Termin das Service, da er – wie es ein Angestellter ausdrückte – das Virus verbreiten würde. In Williamsburg wurde Juden die Maske vom Gesicht gerissen, was Bürgermeister de Blasio sofort vehement verurteilte. Aktionen gegen die orthodoxe Communities in den USA sind jedenfalls ein gutes Beispiel dafür, wie schnell verbaler Antisemitismus in gefährliche Tathandlungen übergehen kann, was allerdings nicht heißt, dass berechtigte Kritik – z. B. an der Missachtung von Corona-Regeln – durchaus auch mit nicht-antisemitischer Absicht einhergehen kann.

In Deutschland hefteten sich ImpfgegnerInnen einen Davidstern mit der Aufschrift „ungeimpft“ an.

EINZELFÄLLE ODER EINE GEFÄHRLICHE ENTWICKLUNG?

Wie gefährlich sind antisemitische Äußerungen in Sozialen Netzwerken? Wie sind „Hygienedemonstrationen“ oder Demos gegen „stay-at-home-orders“ mit einigen hundert bis mehreren tausend TeilnehmerInnen einzuschätzen? Und was kann gegen Verschwörungstheorien und Antisemitismus unternommen werden? Diese Fragen sind nicht einfach zu beantworten, zumal wir aus der Vergangenheit wissen, dass sich Menschen vor allem in Krisenzeiten nicht leicht von ihrem Glauben – oder besser Aberglauben – abbringen lassen und Antisemitismus und insbesondere Verschwörungstheorien sehr stark mit Emotionen und Affekten verbunden sind. Aufklärungsarbeit, so wichtig sie ist, stößt somit teilweise an ihre Grenzen – vor allem dann, wenn es zu keiner Erholung der Wirtschaft kommen sollte und Menschen um ihre Zukunft fürchten müssen. Auf keinen Fall sollte die Gefahr der zunehmenden Vereinnahmung der Proteste gegen Corona-Verordnungen durch Rechtsradikale und White Supremacists, die sowohl in Europa als auch in den USA (wo sie sogar mit Waffen auftreten) ein hohes Aggressionspotential aufweisen, unterschätzt werden. △

Autorin: Helga Embacher ist Univ.-Professorin am Fachbereich Geschichte an der Universität Salzburg.

Letzte Publikation zum Thema (gemeinsam mit Bernadette Edtmaier und Alexandra Preitschopf): Antisemitismus in Europa. Fallbeispiele eines globalen Phänomens im 21. Jahrhundert, Wien 2019.

ANTISEMITISMUS IM DEUTSCHEN FUßBALL

Antisemitismus im Fußball ist ein Phänomen, das nicht neu ist, aber als eigenständiges Problem lange verharmlost wurde und sich den gesellschaftlichen Bedingungen immer wieder neu anpasst.

Eine Analyse von Florian Schubert.

In der Europa-League-Qualifikationspartie zwischen Eintracht Frankfurt und Racing Straßburg Ende August 2019 wurde der Schiedsrichter von einzelnen ZuschauerInnen antisemitisch beleidigt. Ein Zuschauer wurde aufgrund antisemitischer Äußerungen in der Halbzeit des Stadions verwiesen. Nach dem Spiel berichtete ein Mitglied des „Zentralrats der Juden“ in Deutschland, der im Stadion anwesend war, dass ihn vor allem die Tatenlosigkeit und Stille der umliegenden ZuschauerInnen erschrocken habe. Niemand hätte eingegriffen. Erst in der Pause wurde ein Täter, nachdem den Ordnern der Vorfall mitgeteilt wurde, aus dem Stadion gebeten. Deutlich wird an diesem Vorfall, dass Antisemitismus ein Problem im Fußball ist und zweitens manchmal sehr ungehindert auftritt.

Fußball ist ein von vielen verfolgtes gesellschaftliches Ereignis. Im Stadion als Fan Fußball zu erleben bedeutet für viele Menschen an einem Ort zu sein, an dem sie ihren Gefühlen freien Lauf lassen können, ohne dafür gemaßregelt zu werden. Im Stadion entstehen, auch durch die Selbstvergewisserung in Abgrenzung zu gegnerischen Fans, Vergemeinschaftungsprozesse.

Immanenter Bestandteil der Fankultur ist das Herabsetzen der gegnerischen Fans sowie das gegenseitige Provozieren. Dies geschieht durchaus auch in Formen, die nicht immer ganz ernst gemeint sind. Bedient wird sich dabei bei den aus der Gesellschaft bekannten Diskriminierungsformen. Grenzen gesellschaftlich anerkanntem Verhaltens werden in der Fußball-Fankultur oft übertreten: Fans, auch solche, die in ihrer alltäglichen Kommunikation nicht auf diskriminierende Schmähungen zurückgreifen und/oder sich selbst sogar als aufgeklärte Menschen bezeichnen würden, bedienen sich beim Fußball manchmal einer sexistischen, homophoben, rassistischen, antisemitischen, antiziganistischen, behindertenfeindlichen oder anderweitig diskriminierenden Kommunikation. Dieses Verhalten stößt auf Tolerierung und Unterstützung durch andere Fans im Stadion. In der dadurch gemeinsam erlebten Abgrenzung zum Gegner entsteht eine sich stützende Wertegemeinschaft. Ohne diese gruppenbildende Eigenschaft wäre Fußball für viele Fans wohl nicht so attraktiv.

Auch antisemitische Schmähungen sind Teil der „Diskriminierungskultur“ gegen die als „fremd“ und „anders“ dargestellten gegnerischen Fans, SpielerInnen und Vereine. Durch antisemitische Äußerungen wird die eigene Position auf- und die des Gegners abgewertet. Dies demonstrierten z. B. hunderte Fans des FC Luzern am 22. Februar 2015 überdeutlich, als sie bei einem Auswärtsspiel in St. Gallen einen als orthodoxen Juden verkleideten Fan mit einer FC-St.-Gallen-Schärpe um den Hals durch die Stadt trieben und dies als Fasnachtsspaß verharmlosten. Im Mai 2017 riefen Fans von Rapid Wien nach dem „kleinen" Derby zwischen den Amateurmannschaften von Rapid und Austria Wien „Judenschweine" in Richtung des Gegners und seiner Fans. Demonstrativ zum Ausdruck gebrachter Antisemitismus gilt als eine der höchsten Abwertungen im Fußball und lässt sich in den vergangenen 100 Jahren immer wieder beobachten.

Bei einem Auswärtsspiel wurde ein als orthodoxer Jude verkleideter Fan durch die Stadt getrieben.

© Presseservice Rathenow

Antisemitische Schmierereien

AUSLEBEN VON ANTISEMITISMUS IM FUßBALL

Antisemitische Handlungen im Fußball bedienen sich verschiedener antisemitischer Stereotype. Waren es in den 1980er und 1990er Jahren vor allem antisemitische Schmähungen gegen Schiedsrichter, das gegnerische Team und seine Fans, so ließ sich im Sommer 2014 beobachten, wie sich Fußballfans vor dem Hintergrund der militärischen Auseinandersetzungen im Gazastreifen antisemitisch gegen Israel positionierten. Im Juli 2014 stürmten in Österreich kurz vor Ende des Freundschaftsspiels der französischen Mannschaft von OSC Lille gegen die israelische Mannschaft Maccabi Haifa propalästinensische Fans mit palästinensischen Fahnen den Rasen und griffen Spieler von Maccabi körperlich an. Das Spiel wurde abgebrochen und ein weiteres geplantes Testspiel zwischen SC Paderborn und Maccabi Haifa aus Sicherheitsgründen zunächst abgesagt. ›

SCHWERPUNKT

© F. Schubert

Antisemitische Schmierereien

Verwundern dürfen solcherlei Vorfälle leider nicht. Fußball ist – auch wenn es oft so dargestellt und empfunden wird – keine Parallelwelt. Gesellschaftliche Stimmungen spiegeln sich im Stadion wider. Die eingangs beschriebene Situation im Stadion, in der niemand eingegriffen hatte, begünstigt dabei diskriminierendes Verhalten von Fans.

Das Repertoire antisemitischer Lieder bezieht sich auch immer wieder positiv auf den Nationalsozialismus und die Shoah. So wird dem Gegner beispielsweise immer wieder der Transport nach Auschwitz in Liedern gewünscht. Außer mit Gesängen und Sprechchören wird Antisemitismus auch auf Transparenten, durch Wandmalereien und mit Aufklebern geäußert. 2017 tauchten in Deutschland Aufkleber mit dem Konterfei von Anne Frank im Trikot von Schalke 04 auf. Diese Aufkleber sind als Abwertung des Vereins zu verstehen und stellen einen deutlichen Bezug zur Shoah im Nationalsozialismus her.

ANTISEMITISCH MOTIVIERTE GEWALT GEGEN SPIELER VON JÜDISCHEN TURN- UND SPORTVERBÄNDEN

In Deutschland wurde antisemitisch motivierte körperliche Gewalt bisher eigentlich „nur“ gegen Spieler von Vereinen des 1965 in Deutschland neu gegründeten „jüdischen Turn- und Sportverband Makkabi Deutschland e.V.“ beobachtet. Vergleichbar ist dies mit der Situation von SC Hakoah Wien. Beschimpfungen wie „Scheiß Jude“ oder „Euch hat man vergessen zu vergasen“ treffen alle Spieler dieser Vereine. Egal, ob sie jüdischen Glaubens sind oder nicht. Deutlich ist, dass die antisemitischen Schmähungen bei Weitem nicht nur von neonazistischen Fans der gegnerischen Teams geäußert werden. Ihren Antisemitismus leben gegnerische Spieler, Betreuende der Vereine oder Funktionäre ganz offen aus. So griffen z.B. am 6. September 2015 in Köln nach dem Ende des Spiels von TuS Makkabi Köln gegen ESV Olympia Gegenspieler mit „Scheiß Juden“- und „Free Palestine“-Rufen Makkabi-Spieler an. In Interviews wird darauf verwiesen, dass die antisemitischen Angriffe und Anfeindungen besonders zunehmen, „wenn die Situation im Nahen Osten aufgeheizt ist“. „Wir werden als israelische Mannschaft gesehen. Es gibt Gegner, die sehen den Davidstern auf unserem Trikot und meinen, sie spielen gegen Israel.“ Darüber hinaus wird Makkabi von VerbandsfunktionärInnen und Vereinen immer wieder unterstellt, der Verband würde seine Verfolgung im Nationalsozialismus (aus)nutzen sich als jüdische Sportvereinigung in eine Opferrolle zu begeben, um sich damit einen Vorteil zu verschaffen. Darin wird ein sekundärer Antisemitismus deutlich. Makkabi wird unterstellt, sie würden keinen Schlussstrich ziehen wollen und immer weiter darauf pochen, aufgrund des Holocausts, ein Recht auf eine vorteilhafte Behandlung zu haben. „Es müsse doch mal Schluss sein“ ist die dahinterstehende Position in den Verbänden.

Gesellschaftliche Stimmungen spiegeln sich im Stadion wider.

DIE KRITIK AN DER MODERNE ALS EINFALLSTOR FÜR ANTISEMITISMUS IM FUßBALL

Antisemitismus hat sich historisch im 19. Jahrhundert auch aus der Kritik an der Moderne gespeist. Im Fußball tritt diese Kritik in Form einer massiven Ablehnung der kapitalistischen Um- und Durchgestaltung der Fußballligen auf, die sich mit einem romantisierendem Bild auf die Vergangenheit eines angeblich proletarisch geprägten Fußballs verbindet. Die Parole „Wider den modernen Fußball“, die von einigen Fans hochgehalten wird, ist ein Beispiel dafür. Antisemitismus wird hier den aktuellen Bedingungen angepasst, indem z. B. bei Diskussionen um die Kommerzialisierung im Fußball (auch) antisemitisch vereinfachte Kapitalismuskritiken die Erklärungsmuster beeinflussen. Des Weiteren werden Begriffe verwendet, die auch antisemitische Stereotype bedienen können. Wenn z. B. in Diskussionen über die Kommerzialisierung im Fußball auf „Spekulanten“ oder „Finanzhaie“ hingewiesen wird, denen die „ehrlichen“ Vereinsbosse und Vorstände gegenüber stehen, dann kann dies auf eine antisemitischen Konnotation hinweisen.

GEHEUCHELTES GEDENKEN?

Die Reproduktion von Antisemitismus im Fußball dient auch immer dazu, zu testen, was im Fußball die Grenze des Erlaubten überschreitet, aber auch, wie die gesellschaftliche Reaktionen auf die Vorfälle sind. Antisemitisch agierenden Fans ist die Brisanz ihrer Handlung durchaus bewusst, sie nehmen sich und ihr handeln als durch ein Brennglas beobachtet wahr. Schon deswegen ist es notwendig, sensibel für antisemitische Vorfälle im Fußball zu sein und diesen entschlossen entgegen zu treten. Es stellt sich hier aber leider auch immer wieder erneut die Frage, wie ernst und ehrlich gemeint die Aktionen von Vereinen und Verbänden gegen Antisemitismus oder Diskriminierung im Fußball sind. So zeigten sich z. B. zum Holocaustgedenktag im Januar 2020 am Anfang des Spiels von FC Bayern München gegen FC Schalke 04 beide Teams zusammen mit einem Schild *#we remember*. Aber das Team von Bayern München trug auch einen Trauerflor in Gedenken an den verstorbenen Club-Geschäftsführer und ehemaliges Waffen-SS Mitglied sowie Oberscharführer Walter Fembeck. Des Weiteren wurde an Fembeck mit einer Schweigeminute gedacht. Solcherlei Aktionen lassen doch sehr an der Ernsthaftigkeit im Kampf gegen Antisemitismus zweifeln.

FAZIT

Leider bleibt Antisemitismus im Fußball auch weiterhin ein Problem. Er wird nicht nur von rechten Fußballfans und Neonazis im Fußball verbreitet. In den vergangenen Jahren wurde Antisemitismus im Fußball zudem in unterschiedlichen Ausdrucksformen präsentiert. So scheint es, dass die Situation im Nahen Osten sich stärker auf den Fußball auswirkt, wie die gewaltsamen Vorfälle aus dem Sommer 2014 zeigen, als dies früher der Fall war. Solche Übergriffe könnten sich bei einer zugespitzten Situation im Nahen Osten jederzeit wieder häufen. Verstärkt sind auch wieder Anfeindungen gegen jüdische SpielerInnen zu beobachten. Allgemein muss davon ausgegangen werden, dass die aktuelle gesellschaftspolitische Situation, in der Antisemitismus wieder sehr offen auftritt, zu einer Verschärfung der Situation im Fußball beitragen kann. △

Literaturhinweis:
Florian Schubert, Antisemitismus im Fußball. Tradition und Tabubruch, Göttingen 2019

Autor: Florian Schubert ist Politik-, Sport- und Geschichtswissenschaftler und arbeitet an einer Hamburger Stadtteilschule.

GEDENKEN, ERINNERN, HANDELN

45 Gedenkarbeit in der Krise

48 Antisemitismus ist Teil unserer Vergangenheit, aber noch nicht Geschichte

50 2020 ist alles anders. Wege des Gedenkens auf ungewohnten Pfaden

52 Der Fall Franz Bodmann

56 Im Schatten der Grenzzäune das Grenzregime der EU

59 Über den Pinzgau nach Palästina
Interview mit Marko Feingold

GEDENKARBEIT IN DER KRISE

Jedes Jahr entsendet der Österreichische Auslandsdienst Gedenk-, Sozial- und FriedensdienerInnen in die ganze Welt. Die Corona-Krise betrifft sie alle. Durch Home-Office und kreative Ideen können sie ihren Dienst fortsetzen und weiter einen Beitrag zum Gedenken an den Holocaust leisten.

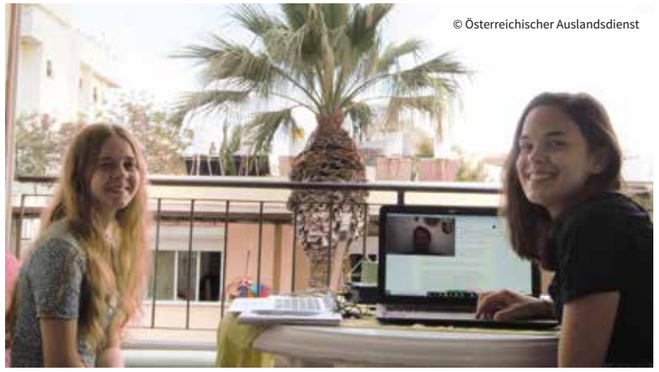
Ein Bericht von Jonathan Dorner und Monika Messner.

Home-Office erspart vielen Menschen den täglichen Weg in die Arbeit. Bei GedenkdienerInnen geht es um besondere Distanzen: Von Tel Aviv bis Shanghai, von New York bis Oświęcim sind die Einsatzstellen der jungen ÖsterreicherInnen über den Globus verstreut. In der Corona-Krise mussten viele frühzeitig nach Österreich zurückkehren. Nicht nur die Arbeitsorte verändern sich, sondern auch die Gedenkarbeit selbst. Viel mediale Aufmerksamkeit hat die virtuelle Gedenkveranstaltung zum 75-jährigen Jubiläum der Befreiung des ehemaligen Konzentrationslagers Mauthausens erhalten. Doch das Gebiet des Erinnerns und Gedenkens umfasst auch in der Corona-Krise deutlich mehr.

GEDENKDIENST IM AUSLAND

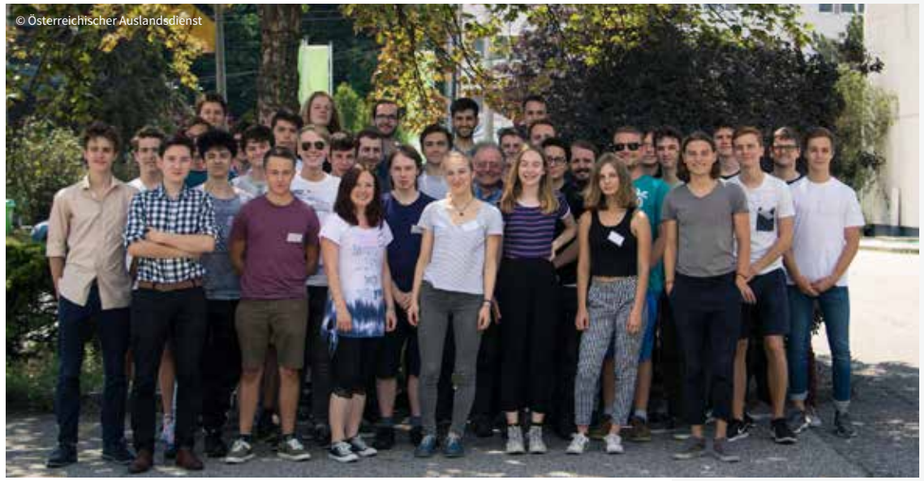
Jahr für Jahr werden von der Republik Österreich junge GedenkdienerInnen in verschiedenste Länder entsendet. Der 1998 gegründete Verein Österreichischer Auslandsdienst ist dabei die größte Trägerorganisation. 2019 entsandte sie erstmals mehr als 60 AuslandsdienerInnen auf alle Kontinente. Neben dem Gedenkdienst, der inhaltlich den größten Bereich im Verein bildet, bietet der Verein auch Sozial- und Friedensdienste an. Den Gedenkdienst können sowohl zivildienstpflichtige junge Männer leisten, als auch Frauen in Form eines Freiwilligendienstes. Viele GedenkdienerInnen arbeiten in Holocaust-Gedenkstätten, Museen und Forschungseinrichtungen, wie zum Beispiel dem Simon Wiesenthal Center in Los Angeles, dem Jüdischen Museum Berlin, dem European Roma Rights Centre in Budapest oder Yad Vashem in Jerusalem. Die Arbeit an den zahlreichen Einsatzstellen besteht vor allem aus der Gestaltung und Organisation von Führungen und Veranstaltungen, Archivarbeit, dem Halten von Vorträgen sowie Gesprächen mit ZeitzeugInnen und deren Dokumentation, um ihre Erfahrungen nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Dem Auslandsdienst geht eine mehrjährige Vorbereitung beim Österreichischen Auslandsdienst voraus.

Die Corona-Pandemie traf alle Bereiche, unabhängig von Dienstart und Einsatzort. Für die meisten AuslandsdienerInnen war ein Weiterführen des Dienstes nicht möglich. In Ländern, die wie Italien schwer von der Pandemie betroffen sind, mussten die AuslandsdienerInnen teilweise mit dem letzten Zug abreisen. In der Eile mussten einige sogar ihre Besitztümer zurücklassen. Auch SozialdienerInnen in weiter entfernten Dienststellen, wie Uganda und Brasilien, waren aufgerufen, das Land ehestmöglich zu verlassen. Doch nicht alle mussten abreisen. Die GedenkdienerInnen in Prag und Budapest blieben in ihren Einsatzstädten. Der Ungewissheit der größeren Entfernung zum Trotz entschlossen sich auch ein Gedenkdiener und zwei Sozialdienerinnen, in Tel Aviv zu bleiben. Nach zwei Monaten Home-Office-Arbeit sind die drei nun ›



© Österreichischer Auslandsdienst

Sozialdienerinnen Sara Hummel und Monika Messner in Tel Aviv (Israel) im Home-Office


© Österreichischer Auslandsdienst

Über 60 junge Menschen aus Österreich traten 2019 ihren Gedenk-, Sozial- oder Friedensdienst an.

wieder direkt an der Einsatzstelle im Dienst. „Es war auf jeden Fall die richtige Entscheidung, in Israel zu bleiben. Ich habe mich hier immer sehr sicher gefühlt und war überzeugt, dass Israel die Krise gut meistern wird", sagte Sara Hummel aus Tirol, die inzwischen wieder ihre Arbeit als Sozialdienerin in einer Na'amat-Kindertagesstätte in Tel Aviv verrichtet.

GEDENKDIENST IM HOME-OFFICE

AuslandsdienerInnen, die abrupt nach Österreich zurückkehrten, setzten ihre Arbeit im Home-Office auf verschiedene Art und Weise fort. Manche konnten Tätigkeiten für ihre Einsatzstelle übernehmen. David Mader aus Linz hat seit September 2019 in New York am American Jewish Committee (AJC) als Gedenkdiener gearbeitet. Das AJC wurde 1906 von einer Gruppe amerikanischer Juden und Jüdinnen primär deutscher Herkunft gegründet, die über die Pogrome im zaristischen Russland entsetzt waren. Sie sahen den besten Weg, Juden und Jüdinnen zu schützen, darin, an einer Welt zu arbeiten, in der alle Menschen gleichermaßen Achtung und Würde genießen. Bis heute tritt das AJC für Demokratie, Rechtsstaatlichkeit, Pluralismus und Respekt jenseits ethnischer, religiöser und nationaler Grenzen ein. David Mader, mittlerweile nach Linz zurückgekehrt, arbeitet von zuhause aus weiter für das AJC. Im Home-Office nimmt er an Konferenzen seiner Einsatzstelle teil, unter anderem mit Beteiligung des österreichischen Botschafters in den USA, Martin Weiß. Er erledigt wöchentliche Arbeitsaufträge und steht in engem telefonischen Austausch mit seinen Vorgesetzten: „Ich schätze mich sehr glücklich, am AJC gearbeitet zu haben und weiterhin Teil des Teams zu sein. Trotz des Zeitunterschiedes besteht ein reger Austausch und es gibt viel zu tun." Bei seinen jetzigen Aufgaben steht der Umgang mit der Corona-Pandemie im Mittelpunkt. Zuletzt recherchierte er über die Auswirkungen des Virus in afrikanischen Ländern, u.a. dem Sudan. Darüber hinaus arbeitet er an Analysen und Auswertungen des Abstimmungsverhaltens von Staaten in der UNO zu Entscheidungen, die Israel und andere Länder betreffen.

VIDEO-INTERVIEWS MIT ZEITZEUGINNEN

Nicht allen ist es möglich, nach ihrer Rückkehr weiter für ihre Einsatzstelle zu arbeiten. Der 19-jährige Burgenländer Jonathan Dorner musste Los Angeles Corona-bedingt verlassen. Er arbeitete beim Los Angeles Museum of the Holocaust bis zur Abreise im Archiv, half an der Rezeption aus, gab Führungen und betreute Holocaust-Überlebende, die am Museum Vorträge hielten. Von zuhause aus kann er keine dieser Tätigkeiten fortsetzen. Stattdessen engagiert er sich intensiver im Verein des Österreichischen Auslandsdienstes selbst. Sein Schwerpunkt ist die Öffentlichkeitsarbeit. Gemeinsam mit Monika Messner, einer Tirolerin, die ihren Sozialdienst über das Projekt Understanding Israel bei einer Kinderstätte der Frauenorganisation Na'amat in Tel Aviv leistet, arbeitet er an einem Dokumentationsprojekt. Per Internet interviewen sie Holocaust- Überlebende und zeichnen die Gespräche auf. So sollten Holocaust-Überlebende, die vor Corona regelmäßig Vorträge an Schulen und Museen hielten, weiterhin die Gelegenheit haben, ihre Geschichte zu erzählen. Bei den bisher Interviewten ist das Projekt auf positive Resonanz gestoßen. „Wir geben ihnen nicht nur die Gelegenheit zu erzählen, sondern bieten kommenden Generationen die Chance, die Geschichte von Überlebenden zu erfahren", so Monika Messner. Die Videos werden auf der Youtube-Seite des Vereins veröffentlicht. Hinzu kommen 15 RückkehrerInnen, die nun einen Freiwilligendienst an einer Einsatzstelle in Österreich ableisten. Die meisten arbeiten bei Caritas und Diakonie oder wurden über diese an Partnereinrichtungen vermittelt.

ANRECHNUNG ALS ZIVILDIENST GESICHERT

Viele junge Österreicher leisten den Gedenkdienst als mindestens zehnmonatigen Ersatz für den Zivildienst. Anfangs war unklar, ob die Corona-bedingte Arbeit für die Einsatzstelle von Österreich aus entsprechend angerechnet wird, insbesondere wenn die Tätigkeiten sich zu Vereinsarbeit oder freiwilligem Engagement in Österreich verlagern. Eine Gesetzesnovelle brachte die Erleichterung. Die Anrechenbarkeit für den Zivildienst und die Finanzierung mit der Förderung des Sozialministeriums sind damit abgesichert. Dennoch bedeutet die ungeplante Heimkehr für viele junge Menschen eine finanzielle Belastung. Viele müssen weiterhin Mietkosten in den Einsatzländern bezahlen. Verträge für Handy und Internet laufen weiter. Volle Kühlschränke und einiges an Gepäck mussten zurückbleiben. Die staatliche Förderung für den Auslandsdienst bleibt zwar gleich hoch, aber die deckt oft gerade mal die teuren Mieten. Hinzu kommt, dass viele Fluglinien in der Corona-Zeit keine Flugkosten zurückerstatten, trotz gestrichener Flüge und unerwartet langer Reisen. Die meisten AuslandsdienerInnen, die 2019 ihren Dienst angetreten haben, hatten Rückflüge für den Sommer gebucht. Sie müssen die Kosten des zusätzlichen Fluges selbst tragen.

Die Erinnerungsarbeit geht weiter – ob in Tel Aviv oder wieder zurück in Österreich.

ZUKUNFT MIT FRAGEZEICHEN

Große Ungewissheit besteht nach wie vor bei AuslandsdienerInnen, die ihren Dienst heuer noch antreten sollen. Viele Dienstantritte sind für September geplant. Innerhalb Europas, mit Israel und Indien werde es wohl weniger Probleme geben. Unklar bleibt, ob AuslandsdienerInnen auch an andere Kontinente entsendet werden können, besonders in Länder wie die USA, sagt der Vereinsvorsitzende Andreas Maislinger, der trotz allem optimistisch bleibt. Georg Aichhorn aus Oberösterreich ist einer der GedenkdienerInnen, deren Dienste mit einem großen Fragezeichen versehen sind. Planmäßig würde er mit 1. September seinen Dienst am Los Angeles Museum of the Holocaust antreten.

Die Unsicherheiten sind vielzählig. Sie betreffen etwa Einreisebestimmungen, die fehlenden Flugverbindungen und die Sicherheitseinstufung des Landes durch das Außenministerium, von der Visum und Auslandszusatzversicherung abhängen. Die Leitungsebene des Vereins ist bemüht, allen KandidatInnen des Jahrgangs 2020 einen Auslandsdienst zu ermöglichen. „Wie genau wir das schaffen werden, ist noch nicht klar", so der Büroleiter Daniel James Schuster: „Aber wir haben mehrere Ideen und evaluieren jeden Fall einzeln, damit alle KandidatInnen trotz der ungewohnten Situation eine bereichernde Erfahrung bekommen, in deren Vorbereitung sie viel Zeit und Energie gesteckt haben." Denkbar sind Umschichtungen auf Einsatzstellen in Europa sowie Dienstteilungen, so dass sie ihren Dienst in Europa starten und ihn an der ursprünglich geplanten Einsatzstelle fortsetzen, sobald sie grünes Licht dafür bekommen. Trotz der schwierigen Zeit ist es dem Österreichischen Auslandsdienst gelungen, seine Gedenkarbeit aufrecht zu halten und neue Projekte zu initiieren. Auch wenn die Gesellschaft mit neuen Herausforderungen konfrontiert ist, geht die Gedenk- und Erinnerungsarbeit trotz Corona weiter – ob in Tel Aviv oder wieder zurück in Österreich. △

Über den Verein:
Ein Gedenkdienst im Ausland kann über den Verein Österreichischer Auslandsdienst (ca. 60 AuslandsdienerInnen jährlich) sowie den Verein Gedenkdienst (ca. 20 Personen jährlich) geleistet werden. Neben Zivildienstpflichtigen können auch Freiwillige einen Gedendienst leisten. Understanding Israel ist ein 2018 vom Verein gestartetes Projekt, das Freiwilligen einen zwölfmonatigen Sozialdienst in Israel ermöglicht.

Informationen auf www.auslandsdienst.at
und https://understanding-israel.at/
Kontakt: info@auslandsdienst.at

AutorInnen:

Monika Messner, Sozialdienerin in Israel und Sprecherin des Projekts Understanding Israel. Sie blieb trotz Corona-Krise in Tel Aviv. Nach einigen Wochen Home-Office arbeitet sie nun wieder in den Na'amat-Kindertagesstätten.

Jonathan Dorner war Gedenkdiener für das Los Angeles Museum of the Holocaust in den USA. Er musste Los Angeles Corona-bedingt verlassen und arbeitet im Home-Office für den Verein Österreichischer Auslandsdienst.

ANTISEMITISMUS IST TEIL UNSERER VERGANGENHEIT, ABER NOCH NICHT GESCHICHTE

Auch heute noch ist Europa nicht davor gefeit, die fatalen Fehler der Vergangenheit zu wiederholen. Antisemitismus und Hass flammen immer wieder auf und stellen eine Gefahr für unsere Zivilisation dar. Die selbstkritische Auseinandersetzung mit unserer Geschichte muss daher ebenso immer weitergehen, um eine friedvolle Zukunft für alle zu ermöglichen.

Ein Appell von Franz Fischler.

Das Europäische Forum Alpbach fand unter diesem Namen erstmals im Spätsommer des Jahres 1945 statt „als eines der ersten Projekte zu einer Erneuerung des geistigen Lebens nach Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg“, wie die Historikerin Maria Wirth es in ihrem Buch „Ein Fenster zur Welt“ ausdrückt. Als Forum Alpbach sprechen wir mit einem gewissen Stolz davon, dass bereits 1945 damit begonnen wurde, proeuropäisch gesinnte Menschen zu versammeln, um den Weg für eine Zukunft zu bereiten, in der Gräueltaten, wie sie während des Zweiten Weltkriegs begangen wurden, niemals wieder vorkommen würden. 75 Jahre später wiegen sich viele zu oft in Sicherheit darüber, dass es uns gelungen ist, diese Zukunft zu erschaffen. Das Jahr, das wir als Jahr der Befreiung feiern, markiert nicht das historische Ende des Antisemitismus, denn dieses ist nach wie vor nicht erreicht. Oft spricht man vom „Antisemitismus damals und heute“ und ignoriert die Kontinuität, die beim Hass auf Juden und Jüdinnen seit langer Zeit bestand und weiterhin andauert.

Das erkennt man einerseits an Ereignissen wie dem rechtsextremen Terroranschlag auf die Synagoge von Halle im vergangenen Jahr und andererseits an viel weiter verbreiteten kleineren Attacken auf unsere jüdischen Mitbürgerinnen und -bürger. Im Antisemitismusbericht 2019 des Forum gegen Antisemitismus ist ein deutlicher Anstieg bei antisemitischen Vorfällen in Österreich zu sehen. Beschimpfungen, Bedrohungen, die Verbreitung von judenfeindlichen Verschwörungstheorien im Netz und Hakenkreuze, die nachts jemand an die Wand der U-Bahnstation malt, sind nach wie vor Teil des Alltags. Gleichzeitig mangelt es vielen an Wissen. Eine kürzlich im Profil erschienene Studie des Zentrums für Politische Bildung im Auftrag der Arbeiterkammer Wien ergab, dass 81 Prozent der befragten SchülerInnen entweder gar keine oder nur eine falsche Definition des Begriffs „Antisemitismus“ nennen konnten. Eine von vielen Antworten: „Gehört, aber keinen Plan.“

„Antisemitismus?“ – „Gehört, aber keinen Plan.“

AKTIVES ERINNERN

Das regelmäßige Erinnern und die wissenschaftliche und (selbst)kritische Auseinandersetzung mit den dunkelsten Stunden unserer Geschichte ist unsere Pflicht gegenüber jenen, denen Heimat und Leben genommen wurden. Das meint auch das Aufbereiten und fortwährende Erzählen von historischen Begebenheiten wie der Krimmler „Judenflucht“, im Rahmen derer im Sommer 1947 tausende Juden und Jüdinnen den beschwerlichen Weg über die Tauern gingen, um über Italien nach Palästina zu gelangen.

Wahrscheinlich brauchen wir Veranstaltungen wie Alpine Peace Crossing heute und in der Zukunft dringender denn je. Nicht mehr viele ZeitzeugInnen des Nationalsozialismus und seiner fatalen Folgen für die jüdische Bevölkerung und andere verfolgte Gruppen sind heute noch am Leben und können uns von dieser Zeit berichten. Gleichzeitig gewannen NationalistInnen in vielen Staaten der Welt in den vergangenen Jahren wieder an Popularität und Macht. Die Gefahren, die ihre Siege für die Sicherheit verschiedener Bevölkerungsgruppen und unsere Zivilisation an sich bedeuten, scheinen vergessen.

NIEMALS WIEDER?

Wenn dann die Rede von der „Geschichte der EU“ ist, geht es meist um die Entstehung der Union aus der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl, die einen Krieg wie den Zweiten Weltkrieg künftig verunmöglichen sollte. Es geht um die Entstehung der europäischen Institutionen und um die EU als Friedensprojekt. So wahr diese Erzählung ist, so sehr fehlt an vielerlei Stellen die Auseinandersetzung damit, dass das „Niemals wieder“ bisher nicht vollends gelungen ist. Antisemitismus ist Teil unserer Vergangenheit, aber noch nicht Geschichte.

© A. Pungovschi

Gleichzeitig finden etwa ZeitzeugInnen des Massakers von Srebrenica, das lange nach dem Zweiten Weltkrieg und bereits zu Zeiten der Europäischen Union auf europäischem Boden geschah, selten Niederschlag in dem, was wir „Geschichte der EU“ nennen. Dabei ist Srebrenica das schlimmste europäische Beispiel seit dem Zweiten Weltkrieg dafür, dass unsere Gesellschaften nicht immun dagegen sind, Monstrositäten der Vergangenheit zu wiederholen. In der Zukunft, in der die gezielte Vernichtung eines ganzen Volkes oder zumindest der Versuch dessen völlig undenkbar und unmöglich ist, sind wir immer noch nicht angekommen. Das Europäische Forum Alpbach macht es sich heute wie 1945 zur Aufgabe, ein Ort zu sein, an dem Wege in eine solidarische und friedvolle Zukunft für alle bereitet werden. △

Das Europäische Forum Alpbach findet heuer von 23. August bis 3. September statt.
Tickets für die Onlinekonferenz sind ab 7.7.2020 unter www.2020.alpbach.org erhältlich.

© A. Pungovschi

Autor: Franz Fischler war von 1995 bis 2004 Mitglied der Europäischen Kommission und ist Präsident des Europäischen Forums Alpbach.

2020 IST ALLES ANDERS

WEGE DES GEDENKENS AUF UNGEWOHNTEN PFADEN

Ein Logbuch-Eintrag von Antonia Winsauer.

APC-BASISLAGER UND ANSTIEG

Seit der Vorstandssitzung im September 2019 und der Übergabe des Vereins durch den bisherigen APC-Vorstand an uns, hatten wir darauf hingefiebert und hingearbeitet: die erste APC-Gedenkwanderung und das Dialogforum am letzten Juniwochenende 2020, die von uns als neuer Vereinsvorstand vorbereitet, organisiert und durchgeführt werden sollten. Schnell stand mit „Im Schatten der Berge. Antisemitismus gestern und heute“ ein (leider immer noch) aktuelles Schwerpunktthema fest, schnell konnten auch wir auf bewährte und geschätzte Unterstützung zählen: In Krimml allen voran von Andrea Mair, in Israel vor allem von Gal Talit, und in Wien standen uns Ernst Löschner und andere Mitglieder des bisherigen APC-Vorstands sowie die ehemalige Geschäftsführerin bei sämtlichen Fragen bezüglich Organisation zur Seite, und schon bald hatte Michael Kerbler auch für 2020 als Moderator der Dialogveranstaltung zugesagt. Ein spannendes FestrednerInnen-Quartett für die Dialogveranstaltung ließ nicht lange auf sich warten, und zudem durfte sich Alpine Peace Crossing erstmals über eine interessante Kooperation mit dem Forum Alpbach freuen.

VON NEBELFELDERN UND DEM FINDEN NEUER GEDENK-WEGE

Und dann das: Covid-19 breitete sich über dem Erdball aus, wurde zur Pandemie erklärt, es kam zum Lockdown. Das Stattfinden des alljährlichen APC-Höhepunkts in Krimml sowie der bereits fixierten Auftaktveranstaltungen, die im April in Salzburg, Graz und Wien abgehalten werden sollten, befand sich zuerst wenige Wochen in Schwebe. Dann mussten wir vom APC-Vorstandsteam schweren Herzens einsehen, dass eine Absage – nicht zuletzt auf Grund der gesetzlichen Lage – unumgänglich war. Nun standen wir von der Frage: Wie kann im Jahr 2020 der tausenden Juden und Jüdinnen, die 1947 über die Krimmler Tauern geflüchtet waren, gedacht werden, wenn das Alpine Peace Crossing nicht in

gewohnter Form stattfinden kann? Einfach ein Jahr aussetzen kam für uns nicht infrage, also mussten wir alternative Wege des Gedenkens finden. Mit dem Vortrag des Hamburger Historikers Florian Schubert über Antisemitismus im Fußball konnten wir eine der geplanten Auftaktveranstaltungen zu einer Online-Veranstaltung umfunktionieren, und die wohl nachhaltigste Antwort auf diese Frage liegt in Form unserer neuen *Alpendistel – Magazin für antifaschistische Gedenkkultur* vor Ihnen. Dank tatkräftiger Unterstützung unserer AutorInnen sowie unserer Grafikerin, und vielleicht auch mit einer kleinen Portion Glück, wurde es rechtzeitig zum APC-Wochenende Ende Juni fertig. Stachelig, wie es Disteln nun mal sind, ist auch unsere Alpendistel und soll von nun an ein Mal im Jahr problematische Gedenkformen aufzeigen, gesellschaftliche Muster durchbrechen, neugedacht gedenken, erinnern, und zum Handeln anregen. Jedes Jahr mit einem neuen Schwerpunktthema. Aber (gedenk-)wandern wollten wir trotzdem.

VON SCHNEEFELDERN UND EINEM NICHT ÜBERQUERTEN PASS

Also starteten wir als APC-Kernteam am Freitag, den 12. Juni, aus Salzburg, Graz und Wien Richtung Pinzgau, bezogen unser Quartier im Krimmler Tauernhaus und brachen am Samstagmorgen auf, um ein Stück der historischen Fluchtroute zu gehen. Über den Hain der Flucht im Achental ging es entlang von Wasserfällen zur Windbachalm, nach kurzer Stärkung ging es weiter, es wurden Bäche und Schneefelder überquert, der Weg steiler und beschwerlicher, es wurden die Schneefelder größer, die Hänge steiler, die weidenden Schafsherden jedoch nicht kleiner. Am frühen Nachmittag erreichten wir den Krimmler Tauernpass, wo wir nach einem kurzen Blick ins verschneite Südtirol kehrt machen mussten – die Grenze nach Italien sollte erst wenige Tage später wieder öffnen. Wieder ging es über kleiner werdende Schneefelder und plätschernde Bäche entlang der APC-Friedenspyramiden talwärts, und gegen Abend erreichten wir unser Höhenlager Tauernhaus. △

Einfach ein Jahr aussetzen kam für uns nicht infrage, also mussten wir alternative Wege des Gedenkens finden.

Videoeindrücke der Wanderung finden Sie auf unserer Homepage: www.alpinepeacecrossing.org

© C. Eiselt

Antonia Winsauer ist Lehrerin und Historikerin in Wien sowie stellv. Vorstandsvorsitzende von APC.

DER FALL FRANZ BODMANN

Vor einiger Zeit erhielt die Salzburger Gemeinde Lend eine Anfrage des Deutschen Bundestags bezüglich des künftigen Umgangs mit dem Grab von Franz Bodmann. In Lend reagierte man auf diese Anfrage überrascht: Man hatte sich gerade erst historisch mit der lokalen NS-Geschichte beschäftigt. Der Name Bodmann war dabei nicht in den Fokus gerückt. Anderen war der Name offenbar durchaus bekannt, denn das Grab wurde über die Jahre hinweg von Unbekannten immer wieder geschmückt. Aber warum ist das überhaupt bedeutsam?

Eine Spurensuche von Robert Obermair und Antonia Winsauer.

Franz Freiherr Hermann Johann Maria von Bodmann wurde 1909 in München geboren. 1934 schloss er sein Studium ab und wurde zum Dr. med. promoviert. Schon zwei Jahre zuvor war er 1932 der NSDAP beigetreten (Nr. 1.098.482). 1934 folgte der Beitritt in die Allgemeine SS (Nr. 267.787). Ab 1939 wurde er auch beruflich für die SS tätig: Von Oktober des Jahres bis Juni 1940 und dann wieder von Juli 1941 bis Januar 1942 war er Arzt der 79. Standarte der Allgemeinen SS in Ulm. In dieser Zeit stieg er zum SS-Obersturmführer – einem Offiziersrang vergleichbar mit dem heutigen Rang eines Oberleutnants – auf. Die weitere Karriere des Vaters dreier Kinder im NS-System liest sich wie ein Bericht aus einem Horrorfilm.

Nachdem er Anfang 1942 in den aktiven Dienst der Waffen-SS eingetreten war, wurde er Ende Januar 1942 als Lagerarzt in das KZ Auschwitz versetzt. Wenige Monate später, im Mai 1942, wurde er dort zum Standortarzt bestimmt. In dieser Funktion unterstand er in fachlichen Fragen nicht dem Lagerkommandanten, war jedoch sein Berater in medizinischen Angelegenheiten. Die Position war mit beachtlichen Kompetenzen ausgestattet. So war er nicht nur für die Hygiene und die sanitären Anlagen im Lager verantwortlich; ihm unterstanden nun auch die SS-Truppenärzte (die das SS-Personal betreuten), die SS-Lagerärzte, die SS-Apotheker und die Sanitätsdienstgrade. Aufgrund dieser weitreichenden Kompetenzen war die Einstellung des Standortarztes für die gesundheitlichen und medizinischen Verhältnisse im Lager häufig eine entscheidende.

Bodmann zeigte in seiner neuen Position Initiative beim Morden.

TEIL DES ORGANISIERTEN MORDENS

Der Fall Bodmanns illustriert in grausamer Weise, wie ÄrztInnen im NS-System ihre Machtstellungen völlig konträr zu jeglicher medizinischen Ethik ausnützten, denn Bodmann zeigte in seiner neuen Position Initiative beim Morden: Berichten ehemaliger KZ-InsassInnen zufolge führte er die Methode ein, kranke Häftlinge mit Phenoleinspritzungen zu töten. Auch er selbst war – anders als manch andere SS-Ärzte, die sich diesbezüglich auf die Befehlsebene zurückzogen – eigenhändig an Mordaktionen mit Phenolinjektionen beteiligt. Während andere seiner mörderischen Aufgaben wie etwa die Durchführung von Selektionen, nach denen die ausgewählten Häftlinge vergast wurden, – so grausam es klingt – zu den „Standardaufgaben“ von LagerärztInnen gehörten, zeigte Bodmann auch in weiteren Belangen, dass er bereit war, noch weiter zu gehen. So untersagte Bodmann dem Bericht einer ehemaligen KZ-Insassin zufolge beispielsweise, eine angeschossene Jüdin zu verbinden. Das Bild der verblutenden Frau sollte anderen Häftlingen als Abschreckung dienen.

STATIONEN DES TERRORS

Bis Mitte August 1942 blieb Bodmann Standortarzt in Auschwitz. Nach einer Fleckfiebererkrankung kehrte er nicht mehr nach Auschwitz zurück. In der Folge war er bis April 1943 1. Lagerarzt des KZ Lublin-Majdanek (Polen). Er dürfte aber zwischenzeitlich zumindest für kurze Zeit im KZ Neuengamme (Deutschland) eingesetzt gewesen sein, wo er offenbar im Herbst 1942 als SS-Standortarzt an der Ermordung sowjetischer Kriegsgefangener mit Zyklon B beteiligt war.

Bodmann kam in der Folgezeit weit herum: Von April bis August 1943 war er als 1. Lagerarzt im KZ Natzweiler-Struthof (Frankreich) eingesetzt. Anschließend versah er als Chefarzt im KZ Vavaira (Estland) und dessen Außenlager seinen „Dienst“. Ab Mitte September 1944 wurde er im SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt bei der Amtsgruppe D (Inspektion der Konzentrationslager) eingesetzt. Mitte Oktober 1944 wechselte er zum Hauptamt Volksdeutsche Mittelstelle. Seit August 1944 war er zudem Arzt in der 5. SS-Panzerdivision „Wiking“. In dieser Formation verblieb er vermutlich bis Kriegsende.

Als Bodmann Teil dieser SS-Division wurde, befand sich diese bereits auf dem Rückzug, zuerst nach Ungarn und nach der Niederlage in der Schlacht um Budapest über die Tschechoslowakei nach Österreich. Nach der allgemeinen Kapitulation der Wehrmacht stellte die „Wiking“-Division ihre Kampfhandlungen am 8. Mai 1945 ein. Viele der Divisionsangehörigen, darunter vermutlich auch Bodmann, gerieten im Salzburger Bezirk St. Johann im Pongau nun in US-amerikanische Kriegsgefangenschaft. ›

STILLES ENDE IM SALZBURGER HINTERLAND

Am 25. Mai 1945 beging Bodmann im Lazarett des Kriegsgefangenenlagers „Markt Pongau“ in St. Johann im Pongau Suizid. Bestattet wurde er allerdings in Lend am dortigen Soldatenfriedhof. Warum er gerade hier begraben wurde, ist noch unklar. Eine Vermutung lautet, dass der damalige Lender Pfarrer eine Art Krankenlager geführt und hier nicht nur Kranke aus dem Kriegsgefangenenlager in St. Johann gepflegt, sondern eventuell auch bereits Verstorbene hierher zur Bestattung überführt hat.

1950 wurde der hiesige Soldatenfriedhof offiziell als „Ehrenfriedhof“ des Österreichischen Schwarzen Kreuzes errichtet. Er befindet sich heute in einem durch eine kleine Mauer abgegrenzten Teil auf dem Friedhof hinter der örtlichen Kirche. Hier befinden sich zwei Reihen von Steinkreuzen, mehrere Gedenktafeln, eine steinerne Personengruppe und ein geschnitztes Holzkreuz. Auf einem der Steinkreuze findet sich der Name Franz Bodmann. Interessanterweise ist Bodmann nicht der einzige „Auswärtige“, der hier seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Vermutlich hat dies damit zu tun, dass weitere Tote aus St. Johann hier begraben wurden, denn Bodmanns Name taucht zudem auf einem Holzwappen im Rahmen eines Kriegerdenkmals auf der Rückseite der örtlichen Kirche auf. Hier wird er in einer Liste von zwanzig „Polizeiangehörigen“ geführt, die im Lazarett in St. Johann ihren Verletzungen erlegen seien und in Lend bestattet wurden.

„Seine Hände waren die eines Schlächters und seine Augen waren kalte, mitleidlose Fenster.“

Der Grabstein Bodmanns in Lend

AUFARBEITUNG DER NS-VERGANGENHEIT

Seitdem der Fall Bodmann nun in den letzten Monaten plötzlich wieder aktuell wurde, scheiden sich nicht nur in Lend die Geister darüber, wie man damit umgehen soll. Soll der Grabstein entfernt werden? Oder eine Erläuterungstafel angebracht werden, wie das der Historiker Rudi Leo vorgeschlagen hat?

Die Bürgermeisterin von Lend, Michaela Höfelsauer (SPÖ), wirkt in der Sache sehr engagiert. Schon vor Bekanntwerden der Affäre Bodmann habe man sich in Lend intensiv mit der NS-Geschichte des Orts beschäftigt; 2018 wurde eine Gedenktafel für den von den NationalsozialistInnen verfolgten ehemaligen Pfarrer von Lend, Kaspar Feld, eingeweiht. Nun rasch eine Erläuterungstafel in Sachen Bodmann anzubringen, hält sie hingegen für überhastet. Man wisse noch nicht mit Sicherheit, ob auf dem örtlichen Soldatenfriedhof nicht auch noch andere Gräber vorhanden sind, die zumindest kontextualisiert werden müssten. Dies scheint nicht unwahrscheinlich, denn schon bei kurzer Umschau vor Ort stößt man beispielsweise auf den Grabstein eines Ritterkreuzträgers. Um Fragen wie diese zu klären, habe sie bereits umfangreiche Nachforschungen in Auftrag gegeben.

Gleichzeitig steht die Befürchtung im Raum, das Grab könnte durch die Anbringung einer Erläuterungstafel zu einer Pilgerstätte für Recht(sextrem)e werden. Auch das ist nicht ganz unbegründet, denn schon jetzt wird Bodmanns Grab – als eines der wenigen am Soldatenfriedhof – regelmäßig mit Blumen geschmückt. Bemerkenswerterweise wurde auch das Kürzel „Pol.“ (vermutlich fälschlicherweise für „Polizei“), aus der Inschrift seines Grabsteins gekratzt. Offensichtlich soll er damit als „unpolitischer“ Arzt verharmlost werden.

WAS TUN?

Fest steht: Es müssen dringend Schritte gesetzt werden, um den Fall Bodmann und seine fragwürdige Würdigung am „Ehrenfriedhof“ aufzuarbeiten. Das Grab zu schleifen ist keine zufriedenstellende Lösung. Auch wenn dies auf den ersten Blick eine einfachere Lösung zu sein scheint als eine unkommentierte Gedenkstätte für einen SS-Mörder, würde damit erst recht wieder vergangenes Unrecht verschwiegen werden. Wünschenswert wäre eine mutige künstlerische und erinnerungspolitische Intervention, um mit der militärischen „Helden“-Inszenierung des Soldatenfriedhofs an sich zu brechen.

So könnte man beispielsweise andenken, den Grabstein Bodmanns und die der gegebenenfalls ebenfalls belasteten weiteren Grabsteine am Soldatenfriedhof umzulegen und auf deren Rückseite historische Kontextualisierungen zu den begangenen Verbrechen einzugravieren. Eine Alternative wäre, das Bodmann-Grab mit Plexiglasscheiben zu umhüllen, auf denen seine Verbrechen aus der NS-Zeit aufgelistet werden und gleichzeitig die Frage nach der österreichischen Erinnerungskultur nach 1945 thematisiert wird.

Bis eine größere künstlerische und historische Aufarbeitung und Kontextualisierung realisiert wird, ist zumindest die Anbringung eine Erläuterungstafel in Form einer öffentlich sichtbaren Stellungnahme mitsamt einer klaren Abgrenzung von den Gräueltaten Bodmanns nötig. Sie könnte damit die Funktion einer (finanziell überschaubaren) Zwischenlösung einnehmen, bis die von Höfelsauer genannten Nachforschungen beendet sind, mit denen eine Neukontextualisierung des örtlichen Gedenkens in Gang gebracht werden sollte. Denn ein unkommentiertes „ehrenvolles“ Gedenken an einen mörderischen NS-Täter wie Bodmann, den Orli Reichert-Wald, die Lagerälteste im Häftlingskrankenbau des KZ Auschwitz-Birkenau, mit den folgenden Worten beschrieben hat, ist keinen Tag länger zu ertragen: „Seine Hände waren die eines Schlächters und seine Augen waren kalte, mitleidlose Fenster.“

Viele Fragen sind noch offen. Nur eines scheint allen Beteiligten klar zu sein: Nach 75 Jahren des Schweigens kann das Grab Bodmanns nicht mehr ignoriert werden. Dass die Gemeindespitze den dringenden Handlungsbedarf erkennt – und das dürfte in der Gemeinde Lend mit ihrer Bürgermeisterin der Fall sein –, kann als vielversprechende Ausgangslage angesehen werden, um sichtbares Umdenken und Umgestalten des örtlichen Gedenkens voranzutreiben. Man kann nur hoffen, dass die Gemeinde nicht allzu lange damit wartet, in Sachen Bodmann aktiv zu werden. Dann wird sich auch zeigen, ob sie bei der Neugestaltung Unterstützung erhält, etwa von der katholischen Kirche oder aus der Politik. „(Krieger-)Denkmale als Identitätsstiftungen der Überlebenden“ – sieht man den Gültigkeitsbereich dieser vom renommierten Historiker Reinhart Koselleck geprägten Begrifflichkeit auf andere steinerne Zeugen der Erinnerung wie das Grabmal des NS-Verbrechers Bodmann erweitert, so drängt sich eine Umgestaltung förmlich auf, um nicht im problematischen Totengedenken der Vergangenheit verhaftet zu bleiben. △

© Bundesarchiv, B 285 Bild-04413 / Stanislaw Mucha / CC-BY-SA 3.0

Einfahrt des KZ Auschwitz (nach der Befreiung 1945)

© Ghetto Fighters' House Museum / Photo Archive

Franz Bodmann (vermutlich aufgenommen im KZ Klooga in Estland)

© C. Eiselt

Antonia Winsauer ist Lehrerin und Historikerin in Wien sowie stellv. Vorstandsvorsitzende von APC.

© B. Reiter

Robert Obermair ist Zeithistoriker an der Universität Salzburg und Vorstandsvorsitzender von APC.

IM SCHATTEN DER GRENZZÄUNE – DAS GRENZREGIME DER EU

Was an den EU-Außengrenzen passiert, ist eine menschliche Tragödie und offenbart die Heuchelei der Europäischen Union. Die EU ist einer der weltgrößten Exporteure von Waffen und will Menschen, die vor denselben fliehen, mit Gewalt von ihren Grenzen fernhalten. Dazu setzt die EU auch die Menschenrechte außer Kraft.

Eine Zusammenschau von Matthias Schreckeis.

Nach dem erwartbaren Scheitern des „EU-Türkei-Deals“ sah sich die Europäische Union mit der Ankunft tausender Flüchtender an einer EU-Außengrenze konfrontiert. Beantwortet wurde diese Herausforderung mit massiver Gewalt und Aushebelung grundlegender rechtsstaatlicher Prinzipien. Die vielbeschworene „europäische Solidarität“ äußerte sich in Unterstützungserklärungen mit den griechischen Exekutivorganen. Die österreichische türkis-grüne Regierung schickte bspw. auch eine Polizeieinheit zur Unterstützung der griechischen KollegInnen, die martialisch vor einem Panzerfahrzeug posierte.

SCHULTERSCHLUSS DER RECHTSEXTREMEN SZENE

In den Reigen der Unterstützenden reihte sich auch die vereinte europäische Rechtsextremen- und Neonaziszene ein. Diese mobilisierte in ihren Netzwerken nach Griechenland, um die „Verteidiger Europas“ zu unterstützen. Auch österreichische und deutsche Neonazis beteiligten sich. Überfallene und teils schwer verletzte JournalistInnen und NGO-MitarbeiterInnen waren die Folge. Auch Brandanschläge auf Seenotrettungsschiffe sind bekannt.

Wie weit der öffentliche Migrationsdiskurs bereits nach rechts verschoben wurde, zeigt die Angleichung der Rhetorik von offiziellen europäischen Regierungen sowie der europäischen rechtsextremen Szene. Kriegsmetaphern wie „Verteidiger Europas“ oder „Invasoren“ finden sich schon lange nicht mehr nur bei Rechtsextremen, wie den neofaschistischen „Identitären“, sondern sind Teil offizieller Regierungslinien. Das konstruierte Bedrohungsszenario wird durch die martialische Ausstattung von Polizeieinheiten unterstrichen. Der ehemalige Innenminister Österreichs, Herbert Kickl (FPÖ), forderte im März 2020 in der Tageszeitung Österreich, die „Grenze im wahrsten Sinne des Wortes zu verteidigen“. Die griechische Regierung setzte das Asylrecht für den März gleich ganz aus. Auch die EU-Grenzschutzbehörde Frontex unterstützt Griechenland mit personellen wie materiellen Ressourcen beim Durchsetzen des EU-Grenzregimes, obwohl bereits das Abhalten von Menschen, einen Antrag auf Asyl zu stellen, als menschenrechtswidrig kritisiert wird.

DIE SITUATION AUF LESBOS

Besonders dramatisch ist die Situation auf den griechischen Inseln, wo es auch zu pogromartigen Szenen kam, als BewohnerInnen der Inseln gemeinsam mit Rechtsextremen Boote von Flüchtenden daran hinderten, anzulegen und an Land zu kommen. Auch MitarbeiterInnen von NGOs wurden bedroht und teilweise verletzt. Außerdem wurden Autos und weitere Infrastruktur beschädigt. Hier auf der griechischen Insel Lesbos, unweit des türkischen Festlandes, offenbart sich die ganze Brutalität der Grenzpolitik des selbsternannten „Friedensprojekts“ EU. Dort sitzen im Moment in einem EU-Lager etwa 18.000 Flüchtende fest, das ursprünglich für 3.000 Menschen geplant war. Die seit Jahren mit dieser Belastung fast alleingelassene Bevölkerung reagierte auf die Ankunft zahlreicher weiterer Menschen im Februar mit einem Generalstreik und forderte die Ausweisung von Flüchtenden. Auch die aggressive rassistische Grundstimmung der ortsansässigen Bevölkerung ist eine Bedrohung für Flüchtende.

© D. Planert

Hilfeschrei von Flüchtenden in Bihać im Dezember 2019

Die griechische Regierung hat versprochen, 2.000 Menschen aus den heillos überfüllten Camps aufs griechische Festland zu bringen. NGOs kritisieren, dies sei bei Weitem nicht genug, vor allem in Anbetracht der COVID-19-Pandemie. Wiederholt hatte die griechische Regierung die Mitgliedsstaaten der EU um Hilfe bei der Versorgung der Flüchtenden gebeten. Europäische Solidarität bedeutete in diesem Fall die Entsendung hochmilitarisierter Polizeieinheiten, sowie technischer Hilfsmittel um die Grenze besser überwachen zu können.

DIE SITUATION IN BOSNIEN

Auch in Bosnien sind Flüchtende großen Gefahren ausgesetzt: In Velika Kladuša gibt es bspw. Berichte und Fotos von Misshandlungen durch kroatische PolizeibeamtInnen. Diese würden aufgegriffenen Flüchtenden Wertgegenstände wegnehmen und sie dann wieder zurück nach Bosnien schicken. Die NGO SOS Balkanroute, die im Mai 2020 den Ute-Bock-Preis erhalten hat, berichtet in Interviews und Artikeln von einer zunehmenden Verrohung der PolizeibeamtInnen. Diese zwingen Flüchtende, sich auszuziehen und den Rückweg fast nackt anzutreten. Auch Markierungen durch Sprühdosen auf dem Kopf gab es schon. Dies dient der Demütigung der Flüchtenden, so die Organisation. Das Border-Violence Monitoring Network, ›

Das heißt die Grenze im wahrsten Sinne des Wortes zu verteidigen.

ein Zusammenschluss verschiedener NGOs, die Flüchtende in der EU unterstützen wollen, dokumentiert Übergriffe und Menschenrechtsverletzungen, die beim Grenzübertritt gegen Flüchtende begangen wurden. Dort findet man zum Beispiel einen Bericht über einen jungen Mann, dem, von einem auf ihn gehetzten Polizeihund, ein Teil des Ohres abgebissen wurde.

Der Kanton Una/Sana, in dem sich tausende Flüchtende aufhalten, hat im Mai 2020 privaten NGOs den Zutritt zu den Camps verboten. Internationale Organisationen helfen nur begrenzt, da die Zustände in den dortigen improvisierten Lagern nicht ihren Standards entsprechen. Seit 22.5. müssen BesitzerInnen bei Strafandrohung leerstehende Gebäude verbarrikadieren um Flüchtenden das Übernachten in denselben zu verunmöglichen. Auf einem sieben Kilometer langen und etwa hundert Meter breiten Streifen hat die kroatische Polizei alle Bäume gefällt um das Übertreten der Grenze noch schwieriger zu machen, so berichtet die humanitäre Organisation Team Vučjak. Begründet wird die Jagd auf Flüchtende mit der Verhinderung der Ausbreitung des Corona Virus.

Die Unmenschlichkeiten sind nicht normal und dürfen es nicht werden.

VERSCHÄRFUNG DER LAGE DURCH COVID-19

Die jetzige COVID-19-Pandemie stellt eine zusätzliche Verschärfung für die Situation der Menschen in den Lagern dar. Die NGO Ärzte ohne Grenzen fordert eine sofortige und vollständige Evakuierung der EU-Flüchtlingslager auf den griechischen Inseln. Die unzureichende Versorgung mit sauberem Wasser, Hygieneartikeln und Medikamenten, sowie die Enge und Überfüllung der Lager sei ein idealer Nährboden für die Ausbreitung des Virus, so die NGO. Auch die Menschen vor Ort haben Angst, wie in Botschaften von Betroffenen auf der Seite FilesfromMoria zu hören ist.

Fatal ist in dieser Situation die mangelnde europäische Solidarität. So hat bspw. die deutsche Regierung als Reaktion auf die Gefahren des Coronavirus die sogenannten Resettlement-Programme ausgesetzt. Diese haben ursprünglich zum Ziel, „besonders Schutzbedürftigen“, die keine Möglichkeit haben, in ihr Herkunftsland zurückzukehren oder sich an ihrem derzeitigen Aufenthaltsort keine Existenz aufbauen können, Schutz zu bieten.

WAS TUN?

In der aktuellen Lage ist es am Wichtigsten, nicht zu vergessen, dass die Unmenschlichkeiten, die an den europäischen Außengrenzen und im Umgang mit Flüchtenden begangen werden, nicht normal sind und es nicht werden dürfen. Aufzustehen und die herrschenden Ungerechtigkeiten zu benennen und zu kritisieren ist ein notwendiger Schritt. Konkret kann so Druck auf Regierungen ausgeübt werden, zu handeln und Menschenleben zu retten. Auch die Unterstützung von NGOs, die allen Widrigkeiten zum Trotz unschätzbare Arbeit leisten, rettet Menschenleben.

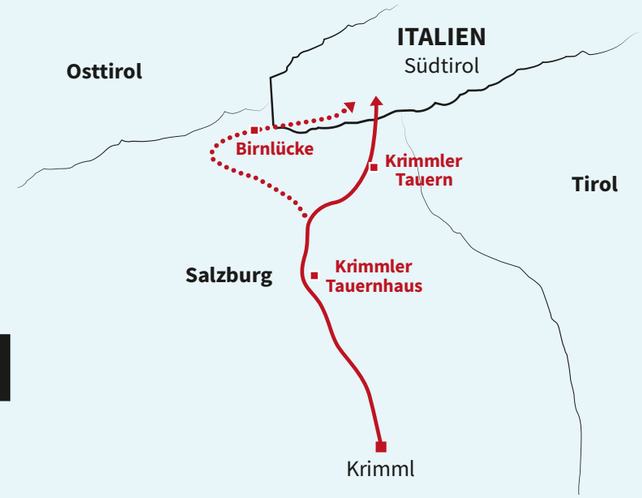
Die Menschen, die an der türkisch-griechischen Grenze, in Bosnien, oder in Schubhaft sitzen, sind Menschen und verdienen deshalb auch menschenwürdige Behandlung und Schutz. Melilla, Ceuta, Velika Kladuša, Moria, Calais, Fieberbrunn und viele weitere Namen stehen für die Ungerechtigkeit und die Heuchelei des Friedensnobelpreisträgers EU und der europäischen Staaten. △

SOS Balkanroute setzt sich für ein menschenwürdiges Leben von Flüchtenden im südöstlichen Europa ein.
IBAN: AT42 1500 0002 9105 8428
BIC: OBKLAT2L
Verwendungszweck: SOS Balkanroute
Konto: Flüchtlingshilfe Kremsmünster

Sea Watch leistet Seenotrettung im Mittelmeer.
IBAN: DE77 1002 0500 0002 0222 88
BIC: BFSWDE33BER
Kreditinstitut: Bank für Sozialwirtschaft Berlin
Kontoinhaber: Sea-Watch e.V.

Dirk Planert und das Team Vučjak leisten Nothilfe für Flüchtende in Bosnien.
DE22 4416 0014 6605 0393 00
BIC: GENODEM1DOR
Nothilfe für Flüchtlinge in Bosnien

Autor: Matthias Schreckeis studiert Geschichte und Slawistik in Graz und ist Mitglied des Vorstands von APC.



ÜBER DEN PINZGAU NACH PALÄSTINA

Marko Feingold (†) im Gespräch mit Michael Kerbler und Rudolf Leo.

Im ausführlichen Gespräch, das Michael Kerbler und Rudolf Leo zur Jahreswende 2017/2018 geführt haben, wird Marko Feingold zu seinen zwei unterschiedlichen Rollen in der Zeit nach 1945 interviewt. Einerseits wird der Zeitzeuge und andererseits der Mitorganisator der Auswanderungsbewegung europäischer Juden und Jüdinnen über den Krimmler Tauern befragt. Wichtig war beiden, dem Journalisten Kerbler und dem Historiker Leo, die Sicht Feingolds auf die geopolitische Einbettung dieser Ereignisse im Jahr 1947 sowie mehr über die jüdischen AkteurInnen, deren Motive und Organisationsstruktur zu erfahren. Die Begegnung fand bei Hanna und Marko Feingold zu Hause statt, was den Vorteil hatte, dass manchmal, wenn es um Daten oder präzise Ereignisabläufe ging, Hanna Feingold für ihren Mann hilfreich einspringen konnte.

Herr Feingold, im Jahr 1947 hat ein organisierter Exodus von einigen tausend Juden und Jüdinnen über den Krimmler Tauern stattgefunden. Wann hat diese Fluchthilfeaktion begonnen, die vom Lager „Givat Avoda“ für „Displaced Persons“ in Saalfelden nach Krimml und von dort über die Tauern hinunter ins Südtiroler Ahrntal geführt hat?
Das kann ich sehr genau sagen. Das war im Sommer 1947, denn bis dahin haben wir Transporte über die französische Zone nach Italien gebracht. Die Franzosen haben uns ziehen lassen und sich nicht gekümmert, obwohl die Engländer bei ihnen wiederholt interveniert haben, sie sollen die Transporte nicht durchlassen. Aber bis dahin hatte ich schon 100.000 Juden nach Italien gebracht. Aber dann war es so, dass die Engländer im Frühsommer 1947 spürten, dass es demnächst über Israel, über Palästina, … wie soll ich sagen … auf der UNO-Vollversammlung in den USA zur Abstimmung über Palästina kommen wird, ob man nämlich den Judenstaat schafft oder nicht. Die Engländer waren dagegen und wollten keine Juden in Palästina haben. Also wollten sie den Zuzug unterbrechen. ›

Sie meinen damit die Abstimmung der UNO-Vollversammlung in New York am 27. November 1947.
Ja.

Der Weg über den Krimmler Tauern war einer von drei Wegen, die damals von Europa nach Palästina führten. Sie waren verantwortlich dafür einen neuen Weg über die Berge in Richtung Italien auszukundschaften, auf den man Frauen, Männer und Kinder in den Süden schleusen konnte.
Genau. Mir ist damals eine amerikanische Planskizze über den Grenzverlauf in meinen Unterlagen eingefallen. Die habe ich mir angesehen und da eine Art Landzunge entdeckt. Die amerikanische Zone grenzte an den Krimmler Tauern direkt an Italien! Aba Gefen von der „Bricha“ [1] und noch zwei andere Herren haben wir eingeladen, an die Grenze zu fahren, um uns das anzuschauen. Und dann habe ich das ausgekundschaftet, wie wir den Weg über Krimml machen können. Schließlich bin ich mit einem PKW die Straße zum Krimmler Tauernhaus raufgefahren. Die letzten hundert Meter wollten die Räder nicht mehr, drehten durch, es war so ein Schotterweg. Meine Beifahrer sagten zu mir: „Weißt was, Feingold, dreh um und fahr verkehrt herum hinauf.“ Und stellen Sie sich vor (lacht laut auf) … Das ist gegangen, die letzten 100 Meter sind wir so gefahren!

[1] Im Herbst 1945 hatte sich die „Bricha“ österreichweit organisiert und arbeitete eng mit dem jüdischen Zentralkomitee in Wien zusammen. Ihr Kommandant war Asher Ben-Natan, ein gebürtiger Wiener, der 1938 nach Palästina ausgewandert war, der Kommandant in Salzburg war Aba Gefen, ein ehemaliger Partisan aus Litauen.

War damals schon Bergführer Viktor Knopf dabei, der sehr viele Menschen über den Krimmler Tauern geführt hat?
Der Knopf war ein Flüchtling, der aus Breslau/Wrocław gekommen ist. Er sprach sehr gut Deutsch und er hat in Saalfelden die illegale Leitung der Organisation „Bricha“ übernommen. Er stellte die Gruppen zusammen, die ins Lager gebracht wurden. Um 11 Uhr nachts sind vier, fünf Fahrer mit ihren LKW gekommen und haben je 30 Leuten aufgeladen. Damals war die Straße von Saalfelden bis nach Krimml sehr schwierig zu befahren. Man ist nur sehr langsam vorwärtskommen. In Krimml sind die Leute um 3 oder 4 Uhr früh gelandet. Es war Sommer, da fängt es um diese Zeit schon an hell zu werden. Und die Gendarmerie steht da. Und fragen sich, was wollen denn die da? Dann haben sie erkannt, dass es jüdische Flüchtlinge sind. Und wir haben ihnen schon zu verstehen gegeben, wir gehen zum Tauernhaus usw. Die Beamten fragten in Salzburg an, was sollen wir machen mit den Leuten und der Mann von der Sicherheitsdirektion sagt: „Ich weiß nichts davon, da müsst ihr schon Wien anfragen“. Man ruft also in Wien an, im Ministerium, und damals war der Innenminister ein gewisser Oskar Helmer und Herr Helmer sagt: „Die Gendarmen sollen die Fenster zumachen und die Vorhänge zuziehen, das gehe sie nichts an“.

Und sie sollen nicht aus dem Fenster schauen.
Genau. Sie sollen „nicht aus dem Fenster schauen“. Und so sind dann die Transporte weitergegangen, immer nach dem gleichen Schema: Spätabends wurde weggefahren von Saalfelden und in der Früh um 3 oder 4 Uhr war die Ankunft. Dann sind die Leute hinauf zum Tauernhaus gegangen. Unter Tags wurden die Leute verpflegt, alles hergerichtet, sie konnten sich ausruhen und am Abend ist man weitergegangen. Der Grund, warum man am Abend und in der Nacht gegangen ist mit den Leuten, man hat ihnen nur eingeschärft, ihr müsst euch rechts – wenn es schmal wird – an den Felsen anhalten. Sie sollten nicht sehen, wo man sie da führt, sonst wäre keiner mitgegangen. Wir haben zum Glück keine Unfälle gehabt.

Es gab keine Unfälle, keine Verletzten?
Nichts, nichts.

© R. Leo

Marko Feingold beim Interview

Die Gendarmen sollen die Fenster zumachen und die Vorhänge zuziehen, das gehe sie nichts an.

Auch keine Geburten?
Das ja! Da kann ich mich sogar an einen Fall erinnern. Der Doktor Löschner, der Alpine Peace Crossing aufgebaut hat, hat im ersten Jahr, glaub’ ich, zehn oder fünfzehn Leute, die man 1947 hinübergeführt hat, eingeladen, nach Krimml zu kommen. Und man hat sich natürlich mit ihnen unterhalten und eine Frau mit – na ich weiß nicht – 60 Jahre war sie, „Ja ich kann mich erinnern, meine Mutter hat mich getragen“. Ja, wie hat sie ihre Mutter getragen? „Im Bauch“. Wenige Tage später, nachdem sie nach Mailand gekommen sind, hat die Mutter entbunden. Also man muss verstehen, dass die Frau schon hochschwanger den Weg mitgemacht hat. Immerhin ist so eine Kolonne zehn Stunden unterwegs gewesen. Sie sind meistens im Morgengrauen in Kasern angekommen.

Haben die Menschen im Pinzgau, also in der Region, diese Fluchtbewegung wahrgenommen?
Niemand hat Notiz genommen.

Hat es Unterstützung gegeben oder …
Die haben sich nicht gekümmert drum und gemeint nur weg, weg mit ihnen.

Warum ich vorher auch nach Viktor Knopf gefragt habe: Wann hat die erste Wanderung über den Berg stattgefunden?
Im Juli. Im Juli, August, September, in diesen drei Monaten haben wir 5000 Leute hinuntergebracht. Wöchentlich mindestens drei Mal und alle drei Mal ist der Knopf mitgegangen. Und wieder zurückgegangen.

In einem Buch, das in einem Südtiroler Verlag erschienen ist, habe ich eine Aussage von Viktor Knopf gefunden, wo er sagt: „Es werden so um die 8000 Menschen gewesen sein, die über den Berg gegangen sind.“ Wie viele Juden und Jüdinnen sind tatsächlich über den Krimmler Tauern gegangen?
Das kann ich nicht sagen. Ich bin immer davon ausgegangen von 5000. Weil: mit 8000 geht sich das nicht aus, drei Mal wöchentlich und 150 sind es immer gewesen. Das weiß ich.

Mit der Ausrufung des Staates Israel wurde die Fluchthilfe beendet?
Mit der Gründung des Staates Israel hat das alles natürlich aufgehört.

© M. Nachtschatt

Wer, Herr Feingold, hat eigentlich entschieden, wer über die Tauern gehen kann?
Es sind nach Saalfelden nur gehfähige Leute gekommen. Um eben schon zu verhindern, dass, sagen wir alte Leute dann dort bleiben müssen. Niemand sollte zurückbleiben.

Stimmt es, dass die Bricha Wert darauf gelegt hat, dass nur die jungen und gehfähigen Männer und Frauen über den Berg gehen? Man dachte an den Widerstandskampf und den Aufbau der Kibbuz-Bewegung, da wären ältere Personen für die Fluchtbewegung eine Belastung gewesen.
Das ist richtig, die älteren Leute hat man dann auf anderem Wege, per Zug, mit falschen oder richtigen Papieren, hinuntergeschleust. Und der Rest ist eben übriggeblieben. Man darf nicht vergessen, bis ins Jahr 1950, 1952 hat es immer noch Lager hier gegeben.

Wie, Herr Feingold, war es möglich, dass sich Menschen aus unterschiedlichsten Teilen Europas aufgemacht haben nach Saalfelden in Salzburg, um von dort – so wie Sie das beschrieben haben – über den Krimmler Tauern nach Italien zu gehen? Es gab doch kein Handy. Wie haben die Menschen davon erfahren? Woher wussten die Menschen, dass über Saalfelden ein Weg nach Israel führt?
Die Juden haben in Italien eine eigene Brigade gebildet und als Teil der britischen Armee gekämpft. Die Mafia hat dabei geholfen, Sizilien zu besetzen, die Einheit ist dann den Stiefel hinaufgezogen und wurde schließlich in Tarvis stationiert. Tarvis war schon 1944 befreit worden und so sind viele Juden aus Rumänien, aus Polen, usw. nach Tarvis gekommen. Und Mitglieder dieser Brigade haben diesen Juden und Jüdinnen geholfen nach Süditalien zu fahren, um von dort über Griechenland nach Israel zu gelangen. Denn die Briten waren bekanntlich dagegen, dass Juden nach Palästina gehen. Die Briten haben – als sie herausgefunden hatten, welche Aktivitäten diese Brigade entfaltet hat – diese Einheit nach Belgien versetzt und wenig später aufgelöst. Diese Gruppe hat sich dann organisiert und hat es geschafft, ganze Züge zu organisieren, Leute mit falschen Papieren zu versorgen und diese Menschen über Deutschland, durch Österreich hinunter nach Italien zu bringen. Die haben wirklich wunderbare Sachen gemacht. Hunderttausende Juden sind auf diesem Weg in den Süden gebracht worden.

Jene Menschen, die von Saalfelden nach Krimml und von dort in ins Ahrntal gegangen sind, haben die es dann bis nach Israel geschafft?
Ja, die meisten von ihnen haben es bis nach Haifa geschafft. Sind sesshaft geworden, haben sich eine Existenz aufbauen können.

Seit mindestens 70 Jahren, Herr Feingold, berichten Sie in Schulen, an Universitäten oder im Wiener Burgtheater in „Die letzten Zeugen“ über die Verbrechen des Nationalsozialisten. Und über das, was Ihnen in Konzentrationslagern widerfahren ist, was Sie erlebt haben. Worauf müssen wir heute achten? Was gilt es zu verhindern?
Das darf sich nicht wiederholen. Und bis zu meinem jüngsten Tag werde ich dafür plädieren, dass man seine Geschichte kennenlernen muss. Die Eltern müssen dieses Wissen an ihre Kinder weitergeben. Darum geht es. Wissen Sie, ich bin heute sehr stolz darauf, wenn Schüler zu mir kommen und sagen – wie unlängst, ich soll ihnen einen schönen Gruß von meiner Mutter bestellen. Und ich denke mir, ich kann mich nicht an die Frau erinnern. Der Schüler ist vielleicht sechzehn oder siebzehn Jahre alt. Und dann sagt der, sie bedankt sich auch bei ihnen für einen Vortrag, den ich vor langer Zeit gehalten habe. Das finde ich schön. Dass die zweite Generation zu mir kommt. Und wenn die Mutter sich an unsere Begegnung erinnern kann, dann ist auch etwas hängengeblieben. Und das freut mich!

Das darf sich nicht wiederholen. Und bis zu meinem jüngsten Tag werde ich dafür plädieren, dass man seine Geschichte kennenlernen muss.

Eines möchte ich betonen: Ich bin ein Gegner jeder Art von Diktatur. Ob sie von links kommt oder ob sie von rechts kommt. Oder ob sie – hoffentlich ist kein Pfarrer da, der soll mir nicht bös' sein – oder ob sie über die Religion kommt. Auch über die eigene Religion. △

Dieses Interview mit Marko Feingold erschien in voller Länge in der Zeitschrift „Das jüdische Echo“ in der Ausgabe Nr. 66 – 2017/18.

Autoren:

Rudolf Leo ist Historiker und hat unter anderem den Band „Der Pinzgau unterm Hakenkreuz“ (2013) verfasst.

© Th. Reibnegger

Michael Kerbler ist Journalist, war ORF-Chefredakteur, Leiter der Ö1-Sendereihe „Im Gespräch“ und ist langjähriger Moderator der APC-Dialogveranstaltungen in Krimml.

© M. Nachtschatt

AUS DEM VEREIN

64 Gründungsgeschichte des Alpine Peace Crossing

66 Generationenwechsel im APC-Vorstand

68 „Für mich war der Weg eine Sinnstiftung in meinem Leben“ *Interview mit Ernst Löschner*

71 In Memoriam Paul Rieder 1950 – 2010

72 „Alle Religionen gehören zusammen“ – Nachruf auf Marko Feingold

73 Flucht über die Berge In Memoriam Marko Feingold

74 Ausblick

74 SponsorInnen

75 Mitgliedschaftsantrag

GRÜNDUNGSGESCHICHTE DES ALPINE PEACE CROSSING

Seit 2007 veranstaltet der Verein Alpine Peace Crossing eine Gedenkwanderung über den Krimmler Tauern in Erinnerung an die „Krimmler Judenflucht“ von 1947. Da Flucht und Antisemitismus auch heute noch traurige Relevanz haben, widmen sich die OrganisatorInnen neben der erinnerungspolitischen Arbeit auch Themen mit gegenwärtigem Bezug. Doch wie kam es zum Projekt und welche Grundgedanken stehen dahinter?

Eine Zusammenfassung der Gründungsgeschichte des Vereins von Caroline Huber.

Es war eine Bergtour auf die Dreiherrenspitze im Jahr 2003, bei welcher der ehemaligen Vereinsvorsitzende und jetzige Ehrenpräsident Ernst Löschner auf die Geschichte des „jüdischen Exodus“ von 1947 aufmerksam wurde. Gemeinsam mit seinem Sohn Lukas und seinem Neffen Leonhard wurde er beim Abstieg von einem Gewitter überrascht. Der damalige Bergführer Paul Rieder aus Maria Alm wies die Truppe darauf hin, dass sie zumindest mit gutem Schuhwerk ausgestattet seien, anders als die tausenden Juden und Jüdinnen, die im Jahre 1947 den beschwerlichen Weg über den Krimmler Tauern nehmen mussten, um über Italien nach Palästina zu flüchten. Der Antisemitismus war damals in Europa allgegenwärtig, auch nach Kriegsende.

Die geheime jüdische Fluchthilfeorganisation Bricha verhalf damals ausgehend vom Sammellager „Givat Avoda“ in Saalfelden rund 5.000 Juden und Jüdinnen zur Flucht über das Gebirge.

Ein nahezu vergessener Abschnitt der österreichischen Nachkriegsgeschichte, die dem in Zell am See und Salzburg aufgewachsenen Ernst Löschner völlig neu war. Der 15-stündige Weg, nachts und um zahlreiche Zick-Zack-Kurven, muss für die damals flüchtenden Menschen außerordentlich beschwerlich gewesen sein. Löschner fasste den Beschluss, herauszufinden, was genau sich damals ereignete und wollte den Weg über den Tauern mit Gleichgesinnten nachgehen – Schritt für Schritt, wie er damals von verzweifelten Menschen gegangen wurde. Die Idee von Alpine Peace Crossing war geboren. Begleitet von BergführerInnen sollte die Route vom Krimmler Tauernhaus über die Tauernscharte nach Kasern in Südtirol gehen.

GRUNDGEDANKEN DER GEDENKWANDERUNG

Im Jahr darauf begannen die Vorbereitungsarbeiten für das erste Alpine Peace Crossing. Diese waren bereits zielgerichtet auf das Jahr 2007, denn dann sollte sich das geschichtliche Ereignis zum 60. Mal jähren. Der Gedanke, den Weg der damals Flüchtenden nachzugehen und so an die Ereignisse zu erinnern, war von Anbeginn von dem Wunsch begleitet, ZeitzeugInnen und Nachkommen ausfindig zu machen und zur Wanderung einzuladen. Anfänglich noch nicht besonders optimistisch, dass dies gelingen würde, waren die Bemühungen letztlich aber von Erfolg gekrönt. Bereits beim ersten Alpine Peace Crossing nahmen zehn ZeitzeugInnen die Einladung an, von Israel nach Österreich zu kommen. Bis heute ist die Vernetzung mit ZeitzeugInnen und den Angehörigen der 1947 Geflüchteten ein wichtiges Anliegen des Vereins.

Erste APC-Gedenkwanderung im Jahr 2007

Ein weiterer Grundgedanke war auch an jene HelferInnen von damals zu erinnern, die nicht wegschauten und unermüdlich ihre Hilfe für andere in Not anboten. Wie beispielsweise die damalige Wirtin des Krimmler Tauernhauses, Liesl Geisler, welche den Flüchtenden vor ihrer Weiterreise über den Krimmler Tauern Unterkunft und Versorgung zur Verfügung stellte. Oder an den Bergführer Viktor Knopf. Dieser begleitete bis zu drei Mal pro Woche Gruppen von 60 bis 280 Personen über den gebirgigen Pfad.

Viele Juden und Jüdinnen flohen vor den Nachkriegspogromen in Osteuropa.

Gedenksteinenthüllung für das Lager „Givat Avoda” am 28. Juni 2007

GESTERN UND HEUTE

Neben dem Erinnern an das damals Geschehene, an die betroffenen und die helfenden Menschen, ist es den OrganisatorInnen der Gedenkwanderung seit jeher besonders wichtig, eine Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart zu schlagen und Bezug auf aktuellere Ereignisse zu nehmen. So nimmt die Wanderung auch Bedacht auf jene Menschen, die gegenwärtig auf Flucht und Asylsuche sind. Auch Antisemitismus in der Gegenwart soll als Thema in aktuellen Bezügen kontextualisiert werden. Der Jahresschwerpunkt für 2020 lautet daher „Im Schatten der Berge – Antisemitismus gestern und heute“. Seit 2019 gibt es ein neues Vorstandsteam, welches die erinnerungspolitische Arbeit und die Grundgedanken des Alpine Peace Crossing mit viel Elan weiterträgt. Dem Vorstandsteam ist es ein besonderes Anliegen, auch die jüngere Generation auf die Thematik aufmerksam zu machen. Der Vereinsgründer Ernst Löschner unterstützt als Ehrenpräsident den Verein weiterhin tatkräftig. △

Autorin: Caroline Huber ist Pädagogin und Vorstandsmitglied bei APC.

GENERATIONEN-WECHSEL IM APC-VORSTAND

Seit Ende September 2019 hat Alpine Peace Crossing ein neues Vorstandsteam. Die Gedenkwanderung und das Dialogforum in Krimml werden auch in Zukunft den Höhepunkt des Vereinsjahres von APC darstellen. Neben diesen Veranstaltungen möchte der Vorstand aber noch weitere Projekte umsetzen.

Ein Überblick über die Vorhaben des neuen Vorstands von Bettina Reiter.

Ernst Löschner hat im Herbst 2019 die Gedenkwanderung in jüngere Hände übergeben. Der Salzburger Historiker Robert Obermair wurde als neuer Obmann gewählt. Dem neuen Vorstand gehören auch die Wiener Historikerin und Lehrerin Antonia Winsauer, die Salzburger Lehrerin Bettina Reiter, die Salzburger Pädagogin Caroline Huber und der Grazer Student Matthias Schreckeis an. Außerdem unterstützt der Salzburger Museumsangestellte Kay-Michael Dankl den Verein als Koordinator des wissenschaftlichen Beirats.

VEREINSSPEZIALISIERUNG

Im Zuge des Generationenwechsels im Vorstand wurden auch grundsätzliche Weichen für die Zukunft der Arbeit von APC gestellt. Nachdem der Verein in den letzten Jahren durch ein Engagement sowohl in der Erinnerungsarbeit als auch in der Unterstützung sozial Bedürftiger und Geflüchteter deutlich gewachsen war, wurden in einem gemeinsamen Evaluierungsprozess richtungsweisende Entscheidungen für die weitere Zukunft der Arbeit von APC getroffen. Auf Basis dieses Prozesses wurde in einer außerordentlichen Generalversammlung am 8. Februar 2020 beschlossen, dass die bisherige Arbeit von APC von nun an in zwei spezialisierten Vereinen weitergeführt werden soll.

APC-Help (als Fortführung bzw. Weiterentwicklung des Vereins ALPINE PEACE CROSSING – Verein für Sozial- und Flüchtlingshilfe) kümmert sich seitdem um die Sozialprojekte und arbeitet in erster Linie spendenbasiert. Der neu gegründete Verein für aktive Gedenk- und Erinnerungskultur APC (Alpine Peace Crossing) hat hingegen in erster Linie die Organisation der jährlichen Gedenkveranstaltungen in Krimml und die damit verbundene aktive Gedenk- und Erinnerungsarbeit, wie bspw. den Hain der Flucht, im Fokus.

Wegweisende Richtungen

APC-Team, vlnr: Caro Huber, Antonia Winsauer, Robert Obermair, Matthias Schreckeis, Bettina Reiter und Kay-Michael Dankl

GENERELLE ZIELE DES VORSTANDS

Als vorrangiges Ziel unserer Vereinsarbeit sehen wir die Vermittlung der historischen Ereignisse rund um die Flucht tausender jüdischer Menschen über den Krimmler Tauern im Jahr 1947 in ihrer historischen Komplexität und Vor- und Nachgeschichte. Wir möchten dabei nicht allein in der Vergangenheit verhaftet bleiben, sondern diese Thematik auch in ihren aktuellen Bezügen kontextualisieren. In diesem Sinne wird es uns ein Anliegen sein, Debatten anzustoßen, in erinnerungspolitischen und gesellschaftlichen Diskursen zu intervenieren und die Forschung in diesem Kontext in einem interdisziplinären Ansatz voranzutreiben, sowie Bildungsarbeit zu leisten.

Jedes Jahr wird ein Schwerpunktthema festgelegt.

Mit dem Festlegen eines jährlichen Schwerpunkts wollen wir uns jedes Jahr mit einem konkreten Thema befassen. Dieses soll beim Dialogforum (am Vorabend der Gedenkwanderung in Krimml), diversen Vorträgen, aber auch in Form schriftlicher Veröffentlichungen, wie etwa diesem Magazin, näher behandelt werden und uns wie ein roter Faden durch das Vereinsjahr führen.

HÜRDEN VERKLEINERN UND GRENZEN ABBAUEN

In einer längerfristigen Perspektive möchten wir in den folgenden Jahren eine Reihe von Projekten etablieren bzw. Initiativen setzen. Ziel dieser Projekte soll erstens sein, neue und vor allem jüngere Zielgruppen zu erreichen. Zweitens wollen wir Kontakte in Länder, die an der Fluchtroute von 1947 lagen, knüpfen.

Um jüngeren Menschen eine Teilnahme an den Gedenkveranstaltungen in Krimml zu ermöglichen, ist es uns ein großes Anliegen, Hürden abzubauen, die diesen Personen im Weg stehen. Eine finanzielle Unterstützung für jüngere TeilnehmerInnen hätten wir für die – leider nun ausgefallene – Gedenkwanderung 2020 bereits umgesetzt. Wir sind zuversichtlich, dass wir auch für 2021 FördergeberInnen finden werden, die unser Anliegen gerne unterstützen. Zudem möchten wir vermehrt Schulgruppen einbinden. Dies erscheint uns als besonders relevant, da die immer kleiner werdende Anzahl von ZeitzeugInnen auch unweigerlich neue Herausforderungen für die Gedenk- und Erinnerungsarbeit, sowie einen Bedarf an neuen Ideen und Herangehensweisen mit sich bringen wird.

Um unser zweites Ziel zu erreichen, erwägen wir bspw. den Austausch mit anderen Ländern durch gegenseitige Besuche und Projekte zu intensivieren und eventuell eine Wanderausstellung zu organisieren. Außerdem gibt es unter anderem Ideen für die Errichtung weiterer Gedenkpyramiden auf der damaligen Fluchtroute – von denen es bereits sieben zwischen Krimml und Kasern, Südtirol, gibt. Neben punktuellen Projekten, ist aber auch ein längerfristiger Austausch wie bspw. durch Schulpartnerschaften von österreichischen und polnischen Schulen denkbar und wünschenswert. △

Autorin: Bettina Reiter ist Gymnasiallehrerin für Englisch und Sport und Vorstandsmitglied von APC.

„FÜR MICH WAR DER WEG EINE SINNSTIFTUNG IN MEINEM LEBEN“

Ernst Löschner hat vor dreizehn Jahren *Alpine Peace Crossing* initiiert. Mit sehr viel Sensibilität, Energie und Ausdauer hat er als langjähriger Vorsitzender APC zusammen mit vielen UnterstützerInnen und FreundInnen entwickelt. Nun hat er die Vereinsleitung an eine neue Generation übergeben.

Im Interview mit Kay-Michael Dankl wirft Ernst Löschner einen persönlichen Blick zurück.

Kay: Lieber Ernst, wie bist du persönlich auf APC gekommen?
Ernst: Das geht zurück auf eine Bergtour 2003 in Krimml auf die Dreiherrenspitze. In einem Gewitter deutete mein Maria Almer Bergführer und Freund Paul Rieder plötzlich auf den gegenüberliegenden Berghang im Nebel: „Wir sind zwar ‚waschelnoss‘, aber wir haben gute Schuhe. Die Juden, die dort drüben geflüchtet sind, hatten nicht einmal ‚g‘scheite Schua‘. Das war nach 1945.“ Ich konnte das kaum glauben. Für mich war aber klar: Dieser Sache will ich nachgehen. Wenn das verdrängt und vergessen war, wollte ich es aus dem Vergessen holen. Seit 40 Jahren hatte ich schon versucht, das Unbegreifliche für mich begreiflich zu machen, wie es dazu kommen konnte, dass ein ganzes Volk immer wieder an den Rand gestellt wurde, um es letztendlich zu vernichten. Dazu kommt, dass ich in Zell am See aufgewachsen bin – nicht weit weg von Krimml oder Saalfelden, wo das Lager Givat Avoda war. Aber ich habe nie in der Schule etwas davon gehört.

Seit 40 Jahren hatte ich schon versucht, das Unbegreifliche für mich begreiflich zu machen.

Wie hast du die erste APC-Wanderung erlebt?
Nach zweijähriger Vorbereitung organisierte ich 2007 zum 60-jährigen Gedenken an die „Judenflucht 1947“ eine Gedächtniswanderung über den Krimmler Tauern mit einem Friedensdialog am Vorabend. Es war dabei mein besonderer Wunsch, wenigstens zwei Menschen zu finden, die vor 60 Jahren selber den beschwerlichen 15-stündigen Weg in der Nacht gegangen sind. Der israelische Botschafter Dan Ashbel hat mich dabei sehr unterstützt und in einer weltweit ausgestrahlten Radiosendung von der geplanten Gedächtniswanderung erzählt. Am nächsten Tag gab es 21 (!) Anrufe. Der österreichische Botschaftssekretär in Tel Aviv sagte mir: „Da sind Menschen dabei, für die ist das ihr Leben. Sie wollen unbedingt kommen, können es sich aber nicht leisten.“ Damals war ich noch Österreich-Chef der BNP Paribas und meine Initiative war vom Wohlwollen meiner Bank getragen. Mein Präsident hat mir € 20.000 aus Paris geschickt. Zehn ZeitzeugInnen sind nach Österreich gekommen, manche mit EhepartnerIn. Das war ein unglaublich berührendes Erlebnis, nicht nur für diese Menschen, sondern für alle 155 TeilnehmerInnen an der 1. APC-Friedenswanderung.

Ernst Löschner bei der zweiten Gedenktafel *Sorge* des APC-Friedensweges beim Wasserfallweg

Wie ist es nach der ersten Wanderung 2007 weitergegangen?
Das erste Alpine Peace Crossing hat auch medial ein großes Echo ausgelöst. Der junge Bürgermeister von Krimml, Erich Czerny, hat gefragt: „Ernst, würdest du das weitermachen?“ So ist APC ein jährliches Ereignis geworden. Ich habe gewusst, der Friedensdialog ist eine Chance, Themen anzusprechen, die für unsere Gesellschaft relevant sind. Ich wollte im Besonderen zur Diskussion über europäische Flüchtlingspolitik beitragen. In die Flüchtlingsthematik bin ich förmlich „geschlittert“. Zuvor hatte ich wenig damit zu tun, bis auf 1992, als meine Frau und ich eine vierköpfige Familie aus Bosnien aufgenommen haben. Es war aber klar, dass wir aktuell Geflüchtete einladen möchten, bei der Wanderung über sich zu erzählen und uns an ihren Schicksalen teilhaben zu lassen. Mit vielen Geflüchteten habe ich mich angefreundet. Sie erzählten mir von ihren Traumata, die sie sonst nicht auf der Zunge tragen. So habe ich konkret erkannt, welche Hilfe am dringendsten wäre, und 2011 den Entschluss gefasst, selbst versuchen zu helfen, mit Sozialprojekten und meinem großen Netzwerk an FreundInnen.

Wir haben APC damals neu gegründet als gemeinnützigen Verein. Das war eine Zäsur, die zum dritten Schwerpunkt von APC wurde. Das ist eine sehr arbeitsame, aber schöne Geschichte. Wir konnten € 900.000 Euro in 8 Jahren für Sozialprojekte aufstellen, z.B. mit „Zuhause“, wo Flüchtlingsfamilien mit Kautionsgarantien eine Wohnung bekommen haben, und mit „Musik verbindet“ im Pinzgau und in der Stadt Salzburg. 2017 haben wir in einer inter-religiösen Zeremonie den Hain der Flucht im Krimmler Achental eingeweiht. Neben den sieben Friedenspyramiden entlang des Fluchtweges war dies unser wichtigstes Kulturprojekt. ›

Ernst Löschner und BP Alexander Van der Bellen beim 11. APC

Hinzu kamen viele bedeutende Veranstaltungen in Wien und in Israel, z.B. im Radio Kulturhaus mit Anton Pelinka und Bundeskanzler Vranitzky, untermalt mit Musik von Friedrich Cerha. Besondere Höhepunkte waren die Mitwirkung von BP Alexander Van der Bellen beim 11. APC 2017 in Krimml, und die jährliche Teilnahme von Marko Feingold mit seinen 100+ Jahren.

Ausdrücklich hervorheben möchte ich, dass ohne den unschätzbaren Beitrag vieler FreundInnen der Auf- und Ausbau von APC nicht möglich gewesen wäre. Ich habe sie bei anderer Gelegenheit einzeln gewürdigt. So ist APC gewachsen und hat mir so viel zurückgegeben. Das Wichtigste und Schönste ist, dass mehrere Male Nachkommen von ZeitzeugInnen auf mich zugegangen sind: „Sie können gar nicht erahnen, was Alpine Peace Crossing für unser Familiengeschichte bedeutet. Zum ersten Mal haben unsere Eltern, Großeltern, Onkel oder Tanten über diesen Weg und ihre eigenen Erlebnisse gesprochen." Diese Rückmeldung hat mir die Richtigkeit unseres Weges bestätigt. Für mich selbst war er eine Sinnstiftung in meinem Leben.

APC hat mit dir viele Schritte gemacht. Der aktuellste ist, nach 13 Jahren APC an eine neue Generation weiterzugeben. Was war dafür der Anstoß und wie geht es dir damit?

Heute bin ich 77. Als ich 75 war, sagte ich mir: „Eigentlich bist du noch gut beisammen! Aber es ist wichtig, rechtzeitig – auch im Sinn, dass ich noch etwas beitragen kann – den ‚Hof' zu übergeben." So habe ich mich letztes Jahr als „Altbauer" ins „Austraghäusl" zurückgezogen, um in bäuerlicher Diktion zu sprechen, gleich neben dem „Hof". So bin ich jederzeit da, wenn meine Ideen oder Erfahrungen noch gebraucht werden. Der „Hof" besteht mittlerweile aus zwei Nachfolge-Vereinen von APC. Deren Entstehung hat mich unglaublich motiviert.

Die Salzburger Professorin für Zeitgeschichte Helga Embacher hat mir Robert Obermair empfohlen, der uns dann ein Team vorgestellt hat, sodass nun sechs junge Leute zwischen 21 und 34 die „Krimmler" Schwerpunkte von APC weiterführen: Gedenkwanderung, Friedensforum, Hain der Flucht. Die Sozialhilfe (Verein APC-HELP) wird von Bettina Reiter und Sepp Vinatzer weitergeführt. Wie ich in den Gesprächen mit beiden Vereinen einen Enthusiasmus mit neuen Ideen gespürt habe, habe ich mich sehr wohl gefühlt. Diese Ideen inkludieren einen Brückenschlag mit dem Forum Alpbach und mit Ostereuropa, die Errichtung von Friedenspyramiden in weiteren Schicksalsorten, aktuelle Themen für das Friedensforum, und Integrationsprojekte für Kinder und Jugendliche. Es sind gute Weichen gestellt für die Zukunft von Alpine Peace Crossing.

Wenn das verdrängt und vergessen war, wollte ich es aus dem Vergessen holen.

Das ist ein schöner Ausblick. Vielen Dank, Ernst. △

Autor: Kay-Michael Dankl, Historiker und Gemeinderat in der Stadt Salzburg, unterstützt APC seit 2019 als Leiter des Wissenschaftlichen Beirats.

IN MEMORIAM PAUL RIEDER 1950–2010

Am 14. Oktober 2020 jährt es sich zum 10. Mal, dass Paul Rieder nicht mehr unter uns ist. Ein tragischer Bergunfall hat sein Leben beendet und unvorstellbare Trauer ausgelöst. Wir von Alpine Peace Crossing und seine FreundInnen aus Saalfelden und seinem Heimatort Maria Alm wollen uns aus diesem Anlass ganz besonders an ihn erinnern.

Paul Rieder war mit Leib und Seele Heeres- und Zivilbergführer. Von 1975 bis 2010 war er in der Wallnerkaserne Saalfelden tätig und hat Hunderten von Menschen – besonders den jungen, die ihm anvertraut waren – seine Liebe zu den Bergen auf unnachahmliche Weise vermittelt. Auch bei Katastropheneinsätzen war er oft und immer da für Menschen in Not.

Für APC hat er eine einzigartige Bedeutung: er war der Impulsgeber, dessen Wissen um die „Krimmler Judenflucht 1947" zur Gründung von Alpine Peace Crossing führte.

Ohne Paul Rieder wäre APC nie entstanden. Er war auch unser Bergführer bei der ersten Gedenkwanderung über den Krimmler Tauern, die APC 2007 für und mit ZeitzeugInnen und über 150 TeilnehmerInnen organisierte. Er hat uns den sprichwörtlichen Stein gegeben, der im Wasser der Erinnerung immer weitere Kreise zieht, nunmehr bereits in der ganzen Welt, als Symbol der Empathie und Hoffnung für alle Geflüchteten.

IN DANKBARER ERINNERUNG:
Ernst Löschner und Hans Nerbl
für Alpine Peace Crossing

Erich Rohrmoser und Ernst Trybula
für die Stadtgemeinde Saalfelden

Alois Gadenstätter und Hermann
Rohrmoser für die Gemeinde Maria Alm △

Paul Rieder mit ZeitzeugInnen aus Israel im Krimmler Achental

„ALLE RELIGIONEN GEHÖREN ZUSAMMEN“

Nachruf auf Marko Feingold (28.5.1913 – 19.9.2019)

von Ernst Löschner

Der 19. September 2019 war für Marko Feingold der Tag, um in eine andere Welt aufzubrechen. Sein Frau Hanna war bei ihm, als er gegen 14 Uhr zuerst auf sich und dann nach oben deutete. Friedlich ist er eingeschlafen. Ich hatte das Glück, dass ich als sein letzter Besucher zwei Tage zuvor bei ihm war, um Abschied zu nehmen. Er drückte meine Hand, und ein Lächeln zierte sein schönes, würdiges Gesicht, als ich ihm mitteilen konnte, dass der junge Vorstand, den wir in Kürze für APC bestellen würden, besonders die Jugend nach Krimml zur APC Friedenswanderung bringen möchte.

EIN AKTIVER ZEITZEUGE

Wie sehr war ihm doch die Jugend ein Anliegen! Wer es miterleben durfte, wie er im Tempel der Salzburger Kultusgemeinde als über Hundertjähriger unzähligen SchülerInnen sein persönliches Geschichtsbewusstsein über die Zeit ab 1930 bis in die 50er Jahre mit auf den Weg gab, wird dies wohl nie vergessen. Drei Tage vor meinem Abschiedsbesuch bei Marko, war ich mit Hanna länger bei ihm. Marko war von einer Infektion schon sehr geschwächt, aber sein Lebenswille schien ungebrochen. Dennoch war es wie ein letztes Vermächtnis, als er plötzlich zu Hanna und mir sagte: „Alle Religionen gehören zusammen, dann werden die Menschen in Frieden leben.“ Für mich waren diese Worte umso bedeutungsvoller, markierten sie doch eine Sicht der Welt, wie sie nicht immer die Seine war. In den intensiven Jahren unserer Zusammenarbeit und Freundschaft seit der Gründung von APC im Jahr 2007, hatte es nämlich – zwar nur einmal, aber dennoch – einen ernsthaften Konflikt zwischen uns gegeben: er wurde zusehends kritisch, zuletzt sogar ablehnend, gegenüber den muslimischen Geflüchteten, die wir nach Krimml zu den APC-Veranstaltungen eingeladen hatten. Er meinte, die wären ALLE antisemitisch indoktriniert, APC sollte sie auch aus unseren Unterstützungsprogrammen streichen, da wir damit einem „importierten Antisemitismus“-Vorschub leisten würden. Erst als ich ihm klarmachen konnte, dass für APC Mitmenschlichkeit kein teilbares Gut sein kann und darf, dass wir uns allen Verfolgten gegenüber ohne jegliche Diskriminierung verpflichtet fühlen, bewegte sich seine anfänglich ablehnende Haltung in Richtung von mehr Akzeptanz bzw. Toleranz.

Marko Feingold in Bild und Ton finden Sie hier:
shorturl.at/uzNS2
shorturl.at/lwJU3

TREUER WEGGEFÄHRTE VON APC

Jedes Jahr seit 2007 war Marko bei uns in Krimml bei den APC Veranstaltungen und als Ehrenmitglied von APC auch bei unseren Feierlichkeiten in Wien und Tel Aviv zu 70 Jahre Jüdischer Exodus Krimml. Für uns alle von APC wie für die 5.500 „Krimmler Juden und Jüdinnen“ und deren Nachkommen ist Marko Feingold ein in die ganze Welt ausstrahlender Leuchtturm des Mutes und der Entschlossenheit, als Symbol der Hoffnung für alle Menschen, die flüchten müssen. Wir alle verneigen uns vor diesem kleinen, großen Mann. Er hat vier Konzentrationslager überlebt, er ist 106 Jahre alt geworden, welch ein Wunder! In seinem Gesicht war stets Ernst und Schalk, seine Augen blitzten bis zuletzt, wie auch sein Humor immer wieder aufblitzte.

We miss you, Marko! Wir danken dir für dein großes persönliches Engagement für APC. Es wird kein APC in Krimml geben, ohne dass wir dich spüren. △

Marko Feingold und Ernst Löschner

© PNB Paribas

Autor: Ernst Löschner ist Gründungsvater von Alpine Peace Crossing und war ein langjähriger Freund von Marko Feingold.

FLUCHT ÜBER DIE BERGE

In Memoriam Marko Feingold

5. KRIMMLER THEATERWANDERUNG 2020

Seit 2016 spüren die professionellen Schauspielerinnen und Schauspieler des teatro caprile in Kooperation mit APC im bezaubernden Krimmler Achental dem Marsch der 5000 jüdischen Flüchtlinge über den Krimmler Tauern im Jahr 1947 nach. Die Zuschauenden wandern gemeinsam mit den AkteurInnen entlang des alten Wasserfallweges zum Krimmler Tauernhaus (Einkehrmöglichkeit) und weiter zur Windbachalm.

An Originalschauplätzen wird in packenden und heiteren Szenen ein Stück weitgehend in Vergessenheit geratener Lokal- und Weltgeschichte wieder zum Leben erweckt. Teilstrecken werden mit Kleinbussen zurückgelegt. Von Szene zu Szene verschmelzen Vergangenheit und Gegenwart, Spiel und Wirklichkeit zusehends, ein zutiefst berührendes und nachdenklich stimmendes Erlebnis!

Termine: 27.06., 28.06., 03.07., 04.07., 05.07.2020
Treffpunkt: jeweils 08:45 Uhr, Tourismusbüro Krimml
Start: 09:00 Uhr Musikpavillon Krimml

TICKETS:

- € 35,00 pro TeilnehmerIn | Gruppen ab 10 Personen je € 30,00 bei Vorauskasse
- Jugendliche und SchülerInnengruppen bis 18 Jahre à € 25,00
- Taxitransfers bergauf/bergab im Preis inbegriffen
- Wanderung: 600 Höhenmeter
- Hunde nicht erlaubt!
- Die Theaterwanderung findet bei jedem Wetter statt! Verkürzte Routen und Szenen in trockenen Ausweichquartieren sind vorbereitet. Regenbekleidung, festes Schuhwerk, Sonnenschutz und Trinkwasser nicht vergessen!
- Grundkondition und Trittsicherheit werden vorausgesetzt
- Teilnahme auf eigene Gefahr!
- Voranmeldung aufgrund begrenzter Kapazitäten unbedingt erforderlich!

INFO UND ANMELDUNG:
Tourismusverband Krimml
T: +43 6564 7239 0
E-MAIL: info@krimml.at

Spiel: Heide Maria Hager, Monika Pallua, Astrid Perz, Gaby Schall, Ivana Stojkovic, Andreas Kosek, András Sosko

Erzähler und Wanderbegleiter: Hans Nerbl
Recherche, Texte und Regie: Andreas Kosek (www.andreas-kosek.at)

Nähere Infos finden Sie unter: www.teatro-caprile.at

© G. Perz

© A. Leiter

AUSBLICK

APC 2021 – PERSÖNLICHE ERINNERUNGEN

Es freut uns sehr, schon jetzt einen kleinen Ausblick für APC im nächsten Jahr vorstellen zu dürfen, nachdem heuer die Gedenkveranstaltungen aufgrund der Maßnahmen zur Corona-Eindämmung leider nicht wie geplant durchgeführt werden können. 2021 werden wieder eine Gedenkwanderung und ein Dialogforum in Krimml stattfinden. Das nächste Alpine Peace Crossing wird voraussichtlich am letzten Juniwochenende, nämlich von Freitag, 25. bis Samstag, 26. Juni 2021, abgehalten. Wir freuen uns über zahlreiche Beteiligung an den Veranstaltungen! Nicht zuletzt, weil das nächste Jahr ein ganz besonderes für APC ist, da sich die Gedenkveranstaltungen zum 15. Mal jähren. Ein guter Anlass also, einen Blick zurück in die Vergangenheit zu werfen.

SCHWERPUNKT: PERSÖNLICHE ERINNERUNGEN

Erinnerungen sind Tore zur Geschichte. Persönliche Erlebnisse und Erfahrungen stellen die Grundlage für Gedenken und Erinnerung dar. Sie machen die Vergangenheit greifbar und erfahrbar. Deshalb wird im nächsten Vereinsjahr unser Schwerpunkt auf Lebensgeschichten liegen. Wir wollen damit die Ereignisse 1947 auf einer neuen, persönlichen Ebene zugänglich machen. Geplant ist sowohl die Geschichten von Beteiligten an der Flucht über den Krimmler Tauern 1947 als auch Erfahrungsberichte der ersten APC Gedenkwanderungen zu hören. Außerdem wollen wir uns theoretisch mit der Vermittlung solcher persönlicher Erlebnisse beschäftigen.

WIR BITTEN UM IHRE MITHILFE

Um dieses Vorhaben in die Tat umsetzen zu können, benötigen wir Ihre Unterstützung. Senden Sie uns Fotos, Erinnerungen, Texte, Tondokumente, Videos, Lebensgeschichten, etc., die sich auf die historischen Ereignisse des Jahres 1947 oder auch auf Ihre Erinnerungen an die ersten Jahre der APC-Gedenkveranstaltungen beziehen an office@alpinepeacecrossing.org.

Wir sind gespannt auf Ihre Einsendungen, die wir mit Ihrer Zustimmung sowohl als Grundlage für die Veranstaltungen in Krimml verwenden, als auch in der zweiten Ausgabe der *Alpendistel* würdigen möchten. △

SPONSORINNEN

Wir danken unseren KooperationspartnerInnen und FördergeberInnen:

MITGLIEDSCHAFTSANTRAG

Mitgliedschaftsantrag Verein für aktive Gedenk- und Erinnerungskultur APC (Alpine Peace Crossing)

Name: .....

Titel: .....

Straße, Hausnummer: .....

Postleitzahl, Stadt: .....

E-Mail-Adresse: .....

Telefonnummer (optional): .....

Ich möchte mich einbringen als:

☐ fördernes Mitglied: Fördernde Mitglieder unterstützen den Verein in finanzieller Hinsicht, beteiligen sich aber nicht aktiv an der Vereinsarbeit.

☐ ordentliches Mitglied: Ordentliche Mitglieder sind in der Generalversammlung des Vereins aktiv und passiv wahlberechtigt. Die Aufnahme als ordentliches Mitglied wird vom Vorstand bestätigt.

Der Mitgliedsbeitrag beträgt € 30,– pro Jahr (€ 15,– für Jugendliche, Lehrlinge, Studierende, Arbeitssuchende sowie Zivil- und Präsenzdiener) und ist auf folgendes Konto zu überweisen:

Empfänger: Verein für aktive Gedenk- und Erinnerungskultur APC
IBAN: AT88 3503 9000 5904 8835
BIC: RVSAAT2S039

Mit der Mitgliedschaft stimme ich der Zusendung des APC-Newsletters an die oben angegebene E-Mailadresse bis auf Widerruf zu.

Ort, Datum: ..... Unterschrift: .....

Bitte dieses Formular eingescannt und unterschrieben an office@alpinepeacecrossing.org senden.

KRIMMLER TAUERN

ALPINE PEACE CROSSING